Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. Scottdale, Pa., 10. November 1915. No. 45.

Der Mensch denkt

Gott lenkt

Über

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Seliges Kennen.

Kennst du den Ort, da ich am liebsten weile,
Seitdem ich meines Herzens Jammerstand,
Der Sünde tötend Schlangengift erkannt
Und tief gefühlt des Höchsten Zornespfeile?
Kennst du ihn wohl?
Er heißet Golgatha;
Das Gottes-Lamm erlöste mich allda.

Kennst du die Quelle, drin ich täglich bade,
Die blutigrote Flecken helle wäscht
Und Millionen Schulden tilgt und löscht.
Kennst du sie wohl,
Die wundervolle Flut?
Es ist des heil'gen Lammes teures Blut.

Kennst du das Herz von ewigem Erbarmen,
Das für die Sünder alle liebend schlägt
Und überschwenglich labt die geistlich Armen?
Kennst du es wohl?
Es ist das Jesusherz,
Das einst am Kreuze brach in Lieb u. Schmerz.

Kennst du das Land, dahin die Pilger wallen,
In deren Seele Jesu Liebe glüht,
Das sel'ge Land, da ew'ger Friede blüht
Und ew'ge Jubellieder süß erschallen?
Kennst du es wohl?
Es sind des Himmels Au'n,
Da wir das Lamm von Angesichte schau'n.

D. Knack.

Kein Gespenst — sondern Jesus!

(Von W. Meili, Prediger, Bern.)

Seid getrost! Ich bin's, fürchtet euch nicht.
Matth. 14, 27. (V. 22—33.q

Laßt uns diese Geschichte vom Wandeln des Herrn auf dem wogenden Meere nicht verwechseln mit derjenigen von der Stillung des Seesturmes, die wir letzthin betrachteten. Dort war Jesus mit samt seinen Jüngern im Schiff, hier befindet er sich außer dem Schifflein, das die Jünger trägt — dort stillt er den Sturm mit seinem Machtwort, hier wandelt er majestätisch mitten durch die brandenden Wogen — dort haben ihn die Jünger als Nothelfer erkannt und angerufen, hier zittern sie vor ihm als vor einem Gespenst. Es sind also zwei ganz verschiedene Geschichten, die auch verschiedene Bedeutung haben. Wenn wir bei der Stillung des Seesturms den Herrn erkannt haben als den Retter aus der Not, so laßt ihn uns heute kennen lernen als den oft nicht erkannten Freund, der durch Wolken und Dunkel hindurch seine Wege geht und seine Ziele erreicht. „Sein Weg ist im Meer und sein Pfad in großen Wassern und doch spürt man oft seinen Fuß nicht." (Ps. 77, 20.) Das, was uns oft bange macht, es ist **Kein Gespenst—sondern Jesus!**

1. **„Sie erschraken und sprachen: Es ist ein Gespenst!" Was ist denn eigentlich ein Gespenst? Doch wohl ein schwer zu erklärendes Etwas**, das uns Furcht einflößt, eine Erscheinung aus der überirdischen Welt, die als eine feindliche Macht angesehen wird. Ein Gespenst ist in den meisten Fällen ein Produkt der überreizten Phantasie, wiewohl wir Erscheinungen aus der übersinnlichen Welt nicht ganz in Abrede stellen möchten, da die Bibel solche bestätigt. An Gespensterfurcht leiden meistens diejenigen, die keine Gottesfurcht mehr haben, das konnte man in den letzten Wochen sehen, da das Gespenst des Krieges, der Hungersnot, der Teurung umging und vieler Sinne verwirrte. Ein Gespenst ist das sogenannte „Schicksal", ein herzloses, blindwütiges Ding, das grausam Tod und Verderben unter die Menschen streut. O wie viele zittern vor diesem blinden Schicksal! Als die Jünger auf dem See ein Gespenst zu sehen wähnten, da war es Nacht, und sie befanden sich in großer Not. Es fehlte also das Licht, um die Dinge klar zu unterscheiden, und es fehlte die Ruhe der Seele, die zu solcher Unterscheidung notwendig ist. Diesen Umstand laßt uns nicht übersehen. Was uns auf unserem Lebensweg auch begegnen mag, es muß unter das Licht der göttlichen Offenbarung gestellt werden, wenn es des richtigen Eindrucks auf uns nicht verfehlen soll. Der Unglaube gibt uns kein Licht und der Aberglaube ebenso wenig; der Glaube aber lehrt uns, alle Vorkommnisse des Lebens unter göttlicher Beleuchtung zu betrachten, und dann verlieren sie meistens ihre Schrecklichkeit. Da könnten wir vieles lernen aus den Psalmen Davids. Mit Geschrei und Tränen fangen sie oft an und endigen mit einem Halleluja. Woher dieser Umschwung in der Seelenstimmung? Nicht aus der Aenderung der äußern Lage des Psalmisten, wohl aber aus der Aenderung seiner Glaubensstellung zu Gott. So lesen wir Psalm 69, 2: „Gott, hilf mir; denn das Wasser geht mir bis an die Seele. Ich versinke im tiefen Schlamm und habe keinen Stand . . ." Aber wie klingt derselbe Psalm aus? Vers 31: „Ich will den Namen Gottes rühmen mit einem Lied und ihn erheben mit Lobgesang . . ., weil der Herr auf die Armen hört und seine Gebundenen nicht verachtet hat." Derselbe Umschwung der Seelenstimmung offenbart sich auch in Psalm 70 und 71. Die äußere und innere Not verdunkelt unsern Blick, so daß wir die alles regierende Hand unseres Gottes nicht mehr wahrzunehmen vermögen. Dann wird unsere Seele verwirrt, sieht Gespenster und fällt der Furcht und dem Schrecken anheim. Sobald wir uns aber in solcher Lage, wenn auch zitternd und bebend, zum Herrn wenden, so wird unser Auge vom Lichtstrahl der ewigen Wahrheit getroffen, und hinter den drohenden Wolken schauen wir die erhabene Gestalt unseres göttlichen Meisters und fangen dann an zu singen:

Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da mein Fuß gehen kann!

Wir merken: Es ist Jesus und kein Gespenst! — Laßt uns diese selige Tatsache noch weiter in Augenschein nehmen:

2. „Jesus aber redete alsobald mit ihnen und sprach: Seid getrost! Ich bin's! Fürchtet euch nicht!"

Hier ist vor allem die Frage am Platz: Wer ist Jesus? Wie verschiedenartig wird sie beantwortet. Wie vielen ist er heute ein Gespenst, eine Erscheinung, vor der sie sich fürchten, der sie so weit wie möglich aus dem Wege gehen, weil sie ihn in seinem wahren Wesen nicht kennen. Für viele andere ist er nicht nur ein Schreckbild, sondern ein Gegenstand des Hasses. Sie sind ihm begegnet auf ihrem Lebensweg, und sie haben gefühlt, daß sie ihm etwas schuldig sind. Aber sie wollten ihm nicht huldigen, und darum sind sie zu seinen Feinden übergegangen. Es sind ihrer nicht wenige, die so stehen zu Jesus. Aber vielen andern ist er der König, dem sie huldigen, der Herr, dem sie dienen, der Heiland den sie mit ganzem Herzen lieben. Aber es kommt ja weniger darauf an, was wir Menschen von ihm halten, als darauf, was Gott von ihm zeuget, und was er selbst von sich aussagt, er, der hier seinen Jüngern dieses majestätische: „Ich bin's!" zuruft. Ja, wer ist der, der durch die tobenden Fluten daherschreitet? Er ist vor allem der Weltherrscher, von dem wir im 2. Psalm das Zeugnis des Vaters lesen: „Mein Sohn bist du; heute habe ich dich gezeuget! Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Eigentum. Du sollst sie mit eisernem Szepter zerschmettern und sie zerschmeißen wie Töpfergeschirr!" Das laßt uns besonders auch in diesen Kriegstagen festhalten: Ihm ist gegeben alleGewalt imHimmel u. aufErden. U. wie er derWeltherrscher ist, also auch derWeltenrichter. „DerVater richtet niemand, sondern allesGericht hat er demSohne gegeben, daß alle denSohn ehren, wie sie den Vater ehren." „Der Vater hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, weil er des Menschen Sohn ist." (Joh. 5, 22, 27.) So lesen wir auch in

Matth. 25, 31 ff.: „Wenn aber des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit kommen wird und alle seine heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und vor ihm werden alle Völker versammelt werden . . ." Und in Offenbarung 19, 16 lernen wir ihn kennen als den „König der Könige und Herrn der Herren." Dieser Weltherrscher und Weltrichter schreitet auch heute durch das tobende Völkermeer hindurch, unerkannt von seinen Feinden, sogar verborgen den getrübten Augen seiner Jünger. Aber diesen ruft er ermutigend zu: „Ich bin's, fürchtet euch nicht!" Laßt uns beim Tumult des Kriegslärms diesen Zuruf nicht überhören, sondern vielmehr die Frage erwägen: „Was will er?" Unsere Geschichte weist auf die Antwort hin. Markus erzählt uns: „Er sah, daß sie im Rudern Not litten; denn der Wind war ihnen zuwider." (6, 48.) Er kam also, um ihnen zu helfen.

Jetzt ist unser Herr auf jenem Berge, der über alle irdischen Berge erhaben ist. Vom Sitz seiner Hoheit überschaut er alle Ereignisse auf Erden. Und mag die Geschichte der Menschheit noch so verworren scheinen, er wandelt mitten durch die hochgehenden Wogen der Weltgeschichte hindurch; er kommt, um seinem Volk zu helfen. Das nächste Ziel aller Weltereignisse ist ja doch das Kommen des Herrn zu seinem auserwählten Volke; darum sehnt die gespannte Erwartung der Kreatur die Offenbarung der Kinder Gottes herbei. (Röm. 8, 19.) Alle diese verworren scheinenden Weltereignisse lenkt der Herr, der Herrscher aller Völker, zu seinen eigenen vorbedachten Zielen hin. Darum: „Fürchtet euch nicht!"

Gott ist Herr, der Herr ist einer,
Und demselben gleichet keiner,
Ihm allein der Sohn ist gleich;
Dessen Macht ist unumstößlich,
Dessen Loben unauslöslich,
Dessen Reich ein ew'ges Reich! —

Aber was tut nun der Herr, der so herrliche Ziele im Auge hat? Er spricht mit seinen Jüngern, er offenbart ihnen seine Gegenwart, er beruhigt sie durch das Zeugnis seiner Gegenwart. Das soll ihnen vorläufig genügen. Dem etwas vorwitzigen Petrus erlaubt er sogar, den Versuch der Meerwanderung auch zu wagen. Warum? Damit er wachse in der Selbsterkenntnis, damit seine starke Selbsteinschätzung auf das richtige Niveau heruntergeschraubt werde. Er tadelt ihn, daß er sinkt; aber er läßt ihn nicht ertrinken. Der Herr offenbart sich also auch hier als der weise Erzieher seiner Jünger. Das ist sein Werk bis zum Tage seiner glorreichen Wiederkunft. Und die ändernden Weltereignisse geben ihm mancherlei Gelegenheit, seine Herrlichkeit vor seinen Jüngern zu offenbaren. Und unsere eigenen Wege und Wünsche leitet er so, daß sie zu unserm Besten ausschlagen, daß wir nicht an ihm, wohl aber an uns selbst zuschanden werden. Wie sollten wir erzogen werden, wenn alle Verhältnisse sich immer gleich blieben, wenn wir nie den Boden unter unsern Füßen schwanken fühlten? Wie sollten wir wissen, daß wir nicht auf Götzen vertrauen, wenn diese Götzen uns nie genommen würden, wenn nie unsere Verdienstquellen verstopften, nie unsere Familienverhältnisse erschüttert würden, nie unsere Gesundheit wankte. Wenn also diese Dinge kommen, so laßt uns an den Herrn denken, der in Wolken und im Dunkel einhergeht, aber mit dem herrlichen Ziele, seinem Volk zu helfen. Darum zweifle nicht, du Kleingläubiger, sondern falle vor deinem Herrn nieder mit dem seligen Bekenntnis: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn!" Amen.

Zionspilger.

Familie und Schule.

Die Familie und der Lehrer sollen billig viel Gemeinschaft pflegen und suchen, wo möglich über ihre gegenseitigen Pflichten zu einerlei Erkenntnis zu kommen; denn was die Familie der Schule sein soll, muß eben auch der Lehrer in gewisser Beziehung der Familie sein. Und doch gibt es Familien, die noch nicht gründlich darüber nachgedacht haben und folgedessen in dem Fall auch noch nicht genügend Klarheit haben darüber, wie nötig es ist, den Kindern in der Familie und Schule mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher geschah. Eine moralische oder besser gesagt, christliche Familie kann dem Lehrer eine große Hilfe in seiner Aufgabe sein; ebenso auch ein großes Hindernis werden, wenn das Verhältnis zwischen Familie und Lehrer nicht ein gutes ist.

Wenn unser Heiland in der Familie oft eingeladen wird, als ein Gast zu kommen, und die Heil. Schrift täglich betend gelesen wird und womöglich auch der Gesang zur Erbauung nicht fehlt, da wird Jesus gern weilen und die Familie segnend beglücken, und so kann dieselbe auch dem ganzen Schulwesen behilflich und segensreich zur Seite stehen. Ebenso muß auch der Lehrer mit unserm großen und liebenden Schulmeister Jesus innigst verbunden sein, und er muß die Bibel als Wegweiser durch's sturmbewegte Leben, als Leitfaden beim Unterricht brauchen. Wenn dies alles aus Liebe zum Herrn und zur Jugend geschieht, dann ist die Schule eine wahre Pflanzstätte des Reiches Gottes auf Erden, wobei Eltern und Lehrer erwarten dürfen, daß ihre Kinder nicht nur gute, moralische Erdenbürger werden, sondern auch als selige Himmelserben aus Gnaden die ewige Seligkeit erlangen.

Jetzt kommt der Schulvorstand an die Reihe, denn auch der hat eine große Aufgabe, nämlich für das richtige Fortbestehen der Schule zu sorgen, wobei er auch für einen gut geschulten und gläubigen Lehrer zu sorgen hat, sonst verfehlt das ganze Schulwesen den von Gott gewollten Zweck.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch ein Wort der Liebe an die Hausmütter richten. Denn weil das ganze Schulwesen doch selbstverständlich für die Mütter von großer Wichtigkeit ist, so haben dieselben auch gehörig ein Wort mitzureden und Sorge zu tragen, daß auch ein solcher Lehrer eingestellt wird, der ein wahrer Jugendfreund ist und stets auf einfachen Gehorsam, Ordnung und Reinlichkeit hält, der gleichsam mit den Müttern ihrer l. Kinder Hand in Hand geht, wenn diese in dem Besagten auch ganz mit ihrem Schulmeister stimmen — Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Dem Editor und den Lesern dieses Familienblattes Glück wünschend, unterzeichnet sich,

J. W. Fast.

Windom, Minn.

Ein Privatbrief aus Deutschland.

(Zur Aufnahme eingesandt.)

Lieber Bruder! Die Bücher und Deinen lieben Brief vom 22. August habe ich mit vielem Dank erhalten, allerdings merkwürdig spät. Die Post funktioniert, wie es scheint richtig, aber recht langsam. Ach, das wollten wir alles recht gern in den Kauf nehmen, wenn nur die Last, die Not und das Elend, daß solch ein Krieg mit sich bringt, nicht so entsetzlich groß wäre. Es ist ja äußerlich bei uns nichts zu spüren. Dr. Kuyper, der frühere holländische Ministerpräsident, hat sehr recht, wenn er schreibt, „Bei längern Aufenthalt in Deutschland spürt man immer weniger von ernster Spannung in den Gemütern. Es gibt dem Volk ein Gefühl der Beruhigung, daß man sogar im Herzen Deutschlands noch immer mehr Truppen sieht als je zuvor. Man sollte annehmen, daß jetzt, wo der Kampf auf allen Fronten geführt wird, mitten im Lande fast kein Soldat zu sehen sein würde.

Aber gerade das Gegenteil trifft zu. Man stößt auf ein Heer von Soldaten, und von gedrückter Stimmung findet sich unter diesen keine Spur. Auf dem Marsch singen sie ihre lautesten Lieder und marschieren lustig drauflos. In Familien, die Verwandte auf dem Schlachtfelde verloren haben findet man keine drückende Trauer, keine zerschmetternde Niedergeschlagenheit, schon eher ein Familienehrgefühl, daß man Opfer bringen durfte. Das gewöhnliche Leben geht still und ruhig weiter; man ist etwas kirchlicher, öffentliche Vergnügungen sind eingeschränkt oder aufgehoben. Dies aber ist zu bedenken: Spannung kennt man nicht mehr. Als Italien umfiel (sich auf die Seite der Alliirten stellte), kam ein kleiner Stoßseufzer, aber als Venizelos wieder ans Ruder kam, war man sicher, daß es auch trotzdem gut gehen würde. Auch pekunär ist man so gut wie ohne Sorge. Beinahe könnte man sagen: Es ist Mangel an Spannung da, und ein kleiner Rückschlag, der etwas Sorge brächte, würde heilsam sein."

Diese Spannung ist nun da, die große Offensive der Engländer und Franzosen hat sie gebracht. Wochenlang haben wir sie erwartet, den Durchbruchsversuch. Die lange Erwartung hat uns fast sicher gemacht und sorglos. Nun sie da ist, ist unser Gemüt erregt. Unsinnige Gerüchte über den Einfall der Franzosen gehen im benachbarten Dorf. Sie beunruhigen uns nicht; wir halten uns an die Berichte unserer Heeresleitung; sie lauten so knapp, so nüchtern, so kurz; wir möchten mehr wissen, mehr hören. Daß die Feinde einen Erfolg hatten, das sagt uns der Bericht unserer Heeresleitung. Wir sind dankbar, daß nichts verschwiegen wird. Wir lesen aber auch die Berichte der Engländer und Franzosen in unverkürztem Wortlaut. Da hören wir von 23,000 Gefangenen, die sie gemacht, und von größeren örtlichen Erfolgen, und von den schwersten Verlusten, die unser Heer erlitt. Es kann uns nicht irre machen in der Hoffnung auf den gewissen endlichen Sieg mit Gottes Hilfe.

Auf unsern letzten zwei Kriegsbetstunden redete ich über Jes. 54, 10 und Ps. 50, 15. Es waren ernste Stunden brüderlicher Gemeinschaft. Wir beugen uns unter Gottes gewaltige Hand. Nur eines wollen wir, daß Er uns zubereite im Ernst der Zeit für die große Ewigkeit.

Fast alle männlichen Glieder unserer Gemeinde im Alter von 20 bis 45 Jahren sind nun zum Militärdienst eingezogen; 80 — diese Zahl ist erreicht — unter 400 Seelen; das ist der fünfte Teil der Seelenzahl, und doch hört man keine bitteren Klagen. „Es muß sein!" Unter diesem Gedanken und Gefühl steht man allgemein. Es ist Gottes Wille; Er könnte es ändern; Ihm gilt es stille halten. Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.

In vielen Wirtschaften steht die Frau allein und doch geht alles über Erwarten gut. Gott sorgt und hilft. Ueberall ist man in diesem Jahr mit der Feldarbeit weiter vor als sonst. Eben ist man mit der Kartoffelernte beschäftigt. Sie fällt großartig aus. Heute sahe ich auf dem Kartoffelfelde meines Schwagers 25 Arbeitsleute, Männer und Frauen, stehen. Da geht es vorwärts. Ein Teil unter diesen sind russische Kriegsgefangene. Das sind im Ganzen willige und fleißige Leute. Wir haben uns auch unserer kriegsgefangenen russischen Brüder angenommen. Es sind etwa 40, die im Gefangenen Lager in Bütow, Pommern, untergebracht sind. Mit Erlaubnis des Kriegsministeriums in Berlin hat unser Reiseprediger E. Händiges sie besucht. Einen Bericht darüber wird die nächste Nummer unserer Blätter bringen. Br. Händiges kommt erst am 18. Oktober heim. Er besucht noch die westpreußischen Gemeinden. Ich bin gespannt auf seinen mündlichen Bericht. Die brieflichen Mitteilungen im „Mennonitische Blätter" und im „Gemeindeblatt" wirst du gelesen haben. Nach den neuesten Nachrichten soll der Typhus unter ihnen herrschen. Der briefliche Verkehr stoppt. Sobald es irgend möglich ist, werden wir uns ihrer annehmen.

Es ist eine schwere Zeit, in der wir leben; aber sie steht in Gottes Hand. Jesus macht sie uns groß und wichtig. Er möge sich auch im Dunkel des Krieges in uns und unserem Volk verherrlichen. Eben las ich ein Wort Hindenburgs: „Wer diesen Krieg mitmacht, mit ganzer Seele mitgemacht hat, der muß sich bekehren." Ein Volk, das solche Helden hervorbringt, kann doch so schlecht nicht sein, als die Engländer, die „Frommen", uns hinstellen.

Herzliche Grüße an Dich, Deine liebe Frau und Kinder und alle lieben Freunde,

N. N.

Vereinigte Staaten

California.

Winton, Calif., den 25. Oktober 1915. Gruß zuvor an Editor und Leser! Da die Abende schon lang werden, wie soll man sie nützlich zubringen? Jeder Augenblick und Stunde ist teure Gnadenzeit von Gott geschenkt, und sollte nicht verschwendet werden. Gottes Wort zu lesen und sich darin zu erquicken durch die Mitwirkung des Heiligen Geistes, kommt zuerst an die Reihe, daneben findet man noch Zeit, die werten Berichte in den Blättern zu lesen. Da gibt es ja verschiedene interessante Berichte von Freunden und Bekannten, sowie von verschiedenen Lesern der „Rundschau" und „Vorwärts." In jeder, oder beinahe in jeder Nummer liest man Todesfällen, Unglücksfällen, Heiraten und Geburten, nebst anderen Neuigkeiten, einige Ermunterung, andere Trauer bringend. Das ist der Lauf der bangen Zeit. So war es, so ist es und so bleibt es im Durcheinander bis Jesus wiederkommt in den Wolken des Himmels, und die Seinigen heimholt, wo alles in Freude und Herrlichkeit einhergeht in der ewigen neuen Welt. Manche unserer lieben Mitpilger sind schon im seligen Jenseits. So wurde auch die liebe Großmutter Regehr bei Geschw. J. Höppners unerwartet abgeholt im Frieden. Sie war krank, aber wieder am Bessern, so daß sie schon Briefe schrieb, doch sagte sie, sie würde das Frühjahr nicht mehr erleben, der Heiland würde sie heimholen, was wir kaum glaubten. Ihr Todesbericht und Lebensbeschreibung werden hoffentlich eher vor die Leser kommen als diese Zeilen.

Das Briefeschreiben an Kinder und Freunde will immer nicht viel werden, und so möchte ich mit diesen Zeilen unser Befinden kundgeben. Wir sind wie gewöhnlich gesund und munter. Das Wetter ist noch immer schön; über Tag recht warm und angenehm, des Nachts ist so bei 25 Grad über'm Gefrierpunkt. Somit ist der Frost noch auf den Gebirgen und besucht uns hoffentlich noch nicht so bald. Sein Besuch ist oder war gewöhnlich nicht schlimm seit unsere Leute hier bei Winton wohnen.

Möchte den lieben Editor der Rundschau noch ersuchen, falls Isaac Dirks, Tampa, Kans., Route 2, noch nicht Leser der Rundschau ist, ihm das Blatt gleich zuzusenden, werde ein Jahr für ihn bezahlen, sobald ich erfahre.

(Wir stellen seinen Namen sogleich auf unsere Liste. Dank für den Auftrag. Ed.)

Neffe J. B. Köhn hat seine Familie abgeholt nach Cimarron, Kans. Sein Heim hier bei Winton, Cal., ist noch nicht verkauft.

Verändern und Bauen, samt Umziehen ist an der Tagesordnung.

Geschw. Abr. Sieberts von Hillsboro, Kans., weilen zurzeit bei ihren Eltern J. Höppner als Gäste. Wir fuhren mit ihm fischen; da wurde sein Wunsch erfüllt; bekamen viele schöne Fische, so bei 200 Stück.

T. T. u. Eva Köhn.

Kansas.

Fowler, Kans., den 25. Oktober '15. Werter Editor! Ich habe meine Adresse geändert. Sie ist nicht mehr Meade, sondern Fowler. Ich bitte die Freunde, sich dies zu merken! Ein Gruß an euch alle, besonders an euch, Geschwister, samt Vater. Wir haben schon lange nichts von den Geschwistern, die im hohen Saskatchewan wohnen, gehört. Bitte, laßt von euch durch die Rundschau hören. Wir sind, Gott sei Lob und Dank, schön gesund mit unsern Kindern, haben aber dies Jahr viel Arbeit gehabt. Das Dreschen haben wir schon lange hinter uns, aber es stehen noch viele Haufen auf den Feldern, die des vielen Regens halber nicht gedroschen worden sind. Die Meisten haben das Waizensäen schon beendet. Es ist wieder viel Weizen ausgestreut worden in der Hoffnung auf wieder eine gute Ernte. Dieses Jahr war die Ernte nicht so gut wie voriges Jahr. Aber so grün, wie der Weizen jetzt steht, so kann es wieder eine schöne Ernte geben. Es fehlt hier in Kansas ja auch noch vielen. Der Weizenpreis ir jetzt 1 Dollar und 4 Cents per Buschel.

Nun, Bruder, bei uns blühen die Blumen auch noch im Garten. Wir hatten wohl Frost, aber er hat noch nichts geschadet. Jetzt ist schönes Wetter, passend für das Kaffirkorn, welches noch nicht ganz reif zum Schneiden ist.

Die Zeit ist wieder bald da, wo die armen Schweine es schlecht kriegen; denn es wird schon sehr viel von Schlachten gesprochen.

Dieses Jahr ist recht viel gebaut worden, und viele sind noch im Bauen begriffen. Heinrich Isaak baut sich einen großen Stall. Jakob Isaak und Abr. Reimer haben ihren schon fertig; Peter Isaak baut sich ein großes Wohnhaus. Es wird viel Holz aus der Stadt geholt, das wird sehr passend sein für den Städter.

Schwager Peter Thiesen hat das Unglück gehabt, daß das Pferd ihm an das Bein geschlagen hat. Jetzt geht er am Stock und bei der Krücke. Er hat sein Bein schon zwei Doktoren in die Arbeit gegeben, aber es hat noch nicht viel geholfen. Sonst ist der Gesundheitszustand gut, außer bei meinen Großeltern, die ja auch schon alt sind. Sie wohnen bei Peter Isaaken auf dem Hofe. Mütterchen hat es zu Zeiten schwer mit der Luft, doch hat es mit ihr bis jetzt noch ziemlich gut gegangen.

So seid nochmals von Freunden und Geschwistern herzlich gegrüßt,

Abr. u. Hel. F. Isaak.

Canada.

Saskatchewan.

Herbert, Sask., den 24. Oktober 1915. Wir wünschen dem Editor und der Rundschaufamilie den Frieden Gottes zum Gruß!

Wir hatten hier eine zeitlang viel Regenwetter, so daß nur anderthalb bis zwei Tage in der Woche gedroschen werden konnte. Doch auch dies hat sich geändert, so daß wir bereits zwei Wochen schönes Wetter hatten und das Dreschen auch vorwärts ging. Die Leute waren auch alle recht froh, denn es ist noch viel zu dreschen. Es gibt so von 35 bis 52 Buschel Weizen vom Acker; Hafer von 56 bis 90 Buschel. Stellenweise gibt es auch weniger, aber hier ist das so der Durchschnittsertrag. Wir haben durchschnittlich 35 Buschel Weizen und 56 Buschel Hafer vom Acker gedroschen. Dies Jahr gibt es hier eine große Ernte; aber wir brauchen es auch sehr nötig. Dem Herrn sei Lob und Dank dafür, daß er uns so gesegnet hat. Wir sollten den Segen auch recht zu schätzen wissen und dem Herrn für seine Wohltaten danken.

Ich will denn noch gleich mit einer Trauerbotschaft kommen und berichten, daß die Gattin des P. D. Enß, Tochter Helena von Franz Reimer, früher Tiegerweide, Rußland, am 25. Juli 1915 gestorben und den 1. August begraben ist. Ihre Krankheit war zuerst Reißung und dann gesellte sich noch Wassersucht dabei, so daß ihr Herz ganz im Wasser schwamm. Sie ist aber wenig bettlägerig gewesen, und hat ihr ganzes Alter gebracht auf 46 Jahr, 7 Monate und 2 Tage. Im Ehestande gelebt 25 Jahre, 5 Monate und 24 Tage. Kinder geboren 13, 5 Söhne und 8 Töchter, wovon ihr 2 Söhne und 1 Tochter in die Ewigkeit vorangegangen sind. Sie hinterläßt also ihren Gatten und 10 Kinder, die ihren frühen Tod betrauern, doch nicht als solche, die keine Hoffnung haben, sondern die hoffen, sich dort einst alle wiederzufinden, wo kein Scheiden mehr sein wird.

Peter u. Maria Quiring.

Rosthern, Sask., den 26. Oktober 1915. Wenn mir die Gelegenheit geboten wird, einem schönen Kirchenfest beizuwohnen, dann habe ich das Gefühl, als ob man das Tal auf einige Stunden verläßt, um dieselben auf lichten Höhen zuzubringen. Die Nebel, die uns unten umwallen u uns oft den freien Blick trüben, die lassen wir zurück, und über uns leuchtet der wolkenfreie, azurblaue Himmel in seiner Klarheit. So waren meine Gefühle am Sonntag, den 24. Oktober, und ich denke, vielen Brüdern und Schwestern ging es ebenso wie mir, als wir uns in Laird zu dem schönen Missionsfeste versammeln durften.

Zu Beginn des Festes leitete Rev. H. Warkentin die Gemeinde in einem kurzen Dankgottesdienst, zum Dank für das genossene Abendmahl am Sonntag vorher. Dann folgten Ansprachen von Rev. G. Epp, Eigenheim und C. Sawatzky über Innere Mission. Die zwischenein gesungenen Lieder und gesprochenen Gebete verschönen ein Fest wie dieses. Jesus folgt der Einladung gewiß und tritt gern in die Mitte der Seinen. Mir ist es so: Ein so tief zu Herzen gehendes Lied tut uns seine Nähe kund.

Nachdem alle Gäste mit einer Mahlzeit freundlich bewirtet waren, versammelten wir uns wieder in der Kirche; Rev. D. Epp, Waldheim, leitete den Gottesdienst ein. Dann sprach Missionar Schmidt, welcher zwölf Jahre in China gearbeitet hat, über äußere Mission. Die eigene Erfahrung, die er auf dem Missionsfelde gesammelt hat, macht ihn fähig, die Sache, die er vertritt, seinen Mitmenschen recht warm ans Herz zu legen. Nachdem Br. Buhler von Waldheim noch zum Schluß eine kurze Ansprache hielt, wurde das Fest mit Gesang und Gebet geschlossen.

Abends durften wir noch dem Jugendverein der Brüdergemeinde beiwohnen, welcher mit den schönen Gesängen, Gedichten und Ansprachen recht interessant war und einen würdigen Abschluß des schönen Tages bildete. Daß wir doch alle recht dankbar möchten sein für das Vorrecht, welches wir hier genießen; frei und offen dürfen wir uns versammeln und unsern Gott loben und preisen in unserer schönen Muttersprache, während unsern Geschwistern im alten Vaterlande solches nicht mehr erlaubt sein soll. Wie fremd muß den lieben Brüdern der Gottesdienst erscheinen, wenn sie die Predigten nur in russischer Sprache hören dürfen.

Gott möge unser Volk schützen auch dort in den Kriegsgefahren und ihnen der rechte Tröster sein, wenn sie in den schweren Zeiten von Not und Sorgen umgeben sind. Der alte Gott lebt noch, und wer sich ganz seiner Führung anvertraut, dem kann nicht mehr geschehen, wie der allmächtige Vater im Himmel zuläßt.

Mit freundlichem Gruß an meine Freunde nahe und fern, unterzeichnet sich

Katharina Dyck.

Main Center, Sask., den 18. Oktober 1915. Werte Leser des Zionsbote! Muß dieses Mal von einem traurigen Unglück berichten. Bruder Jakob G. Dück, bei dem wohl nur erst den zweiten Tag gedroschen wurde, ließ seinen Hafer auf den Stallboden bringen, wo sein Sohn denselben weiterschaufelte. Br. Dück, der bei ihm gewesen war und wohl noch etwas geholfen hatte, stieg herunter vom Boden, und als er eben unten war, brach der Boden mit der schweren Last, ohne daß man vorher etwas bemerkt hatte, über ihm zusammen. Der Arzt wurde gerufen, aber sein Geist war schon entflohen. Es ist dies ein schwerer Schlag für die Schwester und ihre Kinder. Des Morgens war der Bruder gesund an die Arbeit gegangen, und nach ein paar Stunden wurde er schon als Leiche heimgebracht. Der Schmerz ist unbegreiflich. Das Begräbnis fand den 11. des Monats, trotzdem hier jetzt die große und schwere Arbeitszeit ist, unter sehr großer Teilnahme statt. Das Versammlungshaus war wohl bis auf den letzten Stehplatz gefüllt. Etliche ließen ihre Dreschmaschinen stehen und kamen, um mit den Schwerbetroffenen den Schmerz zu teilen. Br. Klaas Evert machte den Anfang, nachdem schon etliche Lieder gesungen worden waren, indem die Trauergäste sich sammelten, mit dem Liede: „Ew'ger Felsen, öffne dich, in dir möcht' ich bergen mich," und Verlesen von 1. Pet. 1, 3. Er hob besonders hervor den Wert einer lebendigen Hoffnung, welche nur in Jesu zu finden ist. Der Chor sang dann das Lied: „Wir wandeln ab ins Tal." Dann folgte Br. Jakob H. Evert mit dem Liede: „Ich lieg' und schlafe ganz im Frieden" und Verlesen von Ps. 103, 8—16. Er betonte besonders, daß hier auf Erden kein Schmerz so groß sein könnte, der nicht im Himmel ausheilen kann. Der Chor folgte mit dem Liede: „Wo keine Trennung mehr sein wird." Dann folgte Br. Johan P. Wiebe mit einer ernsten Ansprache nach Matth. 24, 44 und Ev. Joh. 14, 18. Er sprach ernste Worte, aber auch tröstende: „Ich will euch nicht Waisen lassen." Er verlas dann den Lebenslauf des **Bruders.**

Br Jakob G. Dück wurde geboren den 5. Juni im Jahre 1872 in Kronstal, Südrußland. In den Ehestand getreten am 8. Juni 1899. Ausgewandert nach Amerika im Jahre 1904. Wiedergeboren wurdeer im April 1908 und getauft den 7. Aug. 1910, und ist in die Gemeinde der Mennoniten-Brüdergemeine aufgenommen worden. Den 9. Oktober, einhalb neun Uhr morgens wurde er plötzlich und unerwartet aus diesem Leben gerufen. Er ist alt geworden 43 Jahre, 4 Monate und 4 Tage. Im Ehestand gelebt 16 Jahre. Kinder wurden ihnen geboren 10. Ein Sohn ist ihm in die Ewigkeit vorangegangen. Seine liebe Gattin, 9 Kinder, seine geliebte Mutter, zwei Brüder, zwei Schwestern, ein Schwager u. zwei Schwägerinnen betrauern seinen Tod. Nur eine Schwester konnte nicht zugegen sein.

Dann sprachen noch mehrere Brüder Trostworte zu den Angehörigen, worauf die Leiche hinausgetragen wurde, wo noch Gelegenheit gegeben wurde, einen letzten Blick auf den Bruder zu werfen. Auf dem Friedhofe sang der Chor noch etliche Lieder und die Leiche wurde dem Schoße der Erde übergeben. Dann leitete Br. Johann Wiebe im Gebet. Es ist ein schwerer Schlag für die Schwester. Die Kinder sind klein. Der älteste Sohn ist fünfzehn Jahr alt und die jüngsten beide nur erst 10 Monate alt. Doch Gott hat verheißen, der Witwen und Waisen Vater zu sein. Auch wird Gott einmal abwischen alle Tränen von ihren Augen, und dort wird kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz, kein Tod mehr sein. Möge der Herr die Hinterbliebenen trösten.

Korn. Schröder.

Britisch-Columbia.

Renata, B. C., den 22. Oktober 1915. Sehr werte Rundschau! Ich möchte deine Spalten dazu benutzen, einen kleinen Bericht zu veröffentlichen.

Das Wetter ist hier noch wunderbar schön, und die Geranien, Georginen und viele andere Blumen blühen prachtvoll in den Gärten. Die Aepfel sind wohl meistens gepflückt und auch gepackt. Unsere Apfelernte war dieses Jahr nicht besonders ergiebig, denn der viele Regen in der Blütezeit hat viel Schaden gemacht. Jedoch kommt hier schwerer Regen zur Zeit der Obstblüte selten vor. Die Abende sind so angenehm warm, daß man sich bezwingen muß zum Schlafengehen.

Wir hatten hier neulich Besuch von Whatshan, und auch von Manitoba. Es waren die Fräulein Lizzie Reimer von Manitoba, aus der Steinbacher Gegend, Margareta Reimer und Maria Janz von Whatshan hier. Sie wunderten sich, daß bei uns die Blumen noch so sehr blühten.

Uebrigens ist hier nicht viel Neues zu berichten, außer daß P. P. Harms und Fräulein Agatha Rempel, Tochter von Witwer G. A. Rempel, sich neulich in Nelson trauen ließen.

Wie es scheint, wird es für den nächsten Winter viel Arbeit geben; denn die Sägemühlen an diesem Lake wollen viel Holz schneiden.

Möchte noch bemerkten, daß Frau Isaak H. Penner von Whatshan neulich sehr krank an Gallenstein war. Wir erhielten einen Brief mit der Bitte, ihnen schnell von „May's Wonderful Stomach Remedy" zu schicken. Diese Medizin hat meine liebe Frau von Gallenstein befreit, wie ich schon früher in diesem Blatt berichtet habe, und deshalb möchte ich sie allen Leidenden immer wieder empfehlen. Auf meine Empfehlung haben sie schon mehrere Personen gebraucht und sind geheilt worden. Ich halte ja nicht diese Medizin zum Verkauft, aber P. H. Friesen von hier ist Agent dafür von ganz Canada.

Gruß an alle Freunde und Bekannte von eurem geringen Mitpilger,

B. J. Friesen.

Auf der Landsuche für eine Mennoniten-Kolonie.

(Von P. P. Kröker.)

Schluß.

Man erzählte uns später, daß hier schon viel Menschenleben, den Stromschnellen zum Opfer gefallen sind. Die Regierung von British Columbia hat vor zwei Jahren $40,000 zur Sprengung dieser Schnellen bewilligt, wovon sie schon $30,000 verarbeitet hat, und hofft, mit dem Rest des bewilligten Geldes die Gefahr gebrochen zu haben und einen einigermaßen guten Weg hindurch gemacht haben, was auch sehr zu wünschen wäre.

Als wir nun unsere Sachen abgeladen und in ein Haus gebracht und beschlossen hatten, daß wir nicht wieder zu dem oben erwähnten, schmutzigen Chinesen in Kost gehen würden, sondern uns selbst beköstigen wollten, nahmen wir noch eine Erholungsfahrt auf dem Stuart-See, den ich oben beschrieben habe. Da am nächsten Tage die Post nach Vanderhoof gehen sollte, so hatten wir keine Zeit, auszuruhen, und

beschlossen, mitzufahren. Die Post geht hier nur einmal wöchentlich und ein anderes Fuhrwerk ist nicht zu erhalten. Wir fühlten uns schon viel besser, nachdem wir die Gelegenheit gehabt hatten, einmal wieder in einem ordentlichen Bett zu schlafen, und machten unsere Reise am nächsten Tage bis Vanderhoof.

Auf der Fahrt dorthin bekam ich Gelegenheit, noch mehr von dem Charakter des Indianers zu sehen. Man sagt, daß Arbeit und Zeit bei den Indianern nicht zählt, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ein gut Teil Wahrheit darin liegt. Unser Amerikaner, der so gut zu Fuße war, wollte wieder seine zehn Thaler sparen und den Weg von 40 Meilen zu Fuß zurücklegen und setzte morgens früh los. Da wir später loslegten, so trafen wir ihn bei Dahl Creek, wo wir ihn mit zwei Indianern handeln sahen. Diese waren zu Pferde und wollten wie wir vernahmen, auch nach Vanderhoof. Nun hatte die Yankeeschlauheit es verstanden, mit einem dieser Indianer einen Handel zu machen. Er gab ihm einen Dollar für das Reiten auf dem Pferde, wenn er vor sieben auf dem Prahm bei Vanderhoof sein würde, und falls er nicht vor sieben auf dem Prahm sein würde, so würde er ihm 50 Cents und die Ueberfahrtskosten bezahlen, die nach sieben 75 Cents betragen. Um etwa, vier Uhr holten wir die Gesellschaft etwa 15 Meilen von Vanderhoof ein. Auch wir eilten, um vor sieben auf den Prahm zu kommen, sonst sollten auch wir den von uns treffenden Dollar bezahlen. Und so trabten unsere Pferde, wie es ging. Unser Postwagen war mit vier Pferden, zu zwei nacheinander, bespannt. Jedesmal nun wenn unsere Pferde trabten, folgte uns der Indianer in demselben Tempo, sich hart an unsern Wagen haltend. Wiewohl wir für ihn Raum auf unserm Wagen hatten, lehnte unser Fuhrmann unsere Bitte, den Armen aufsteigen zu lassen, ab mit der Begründung, er habe ihm seinen Verdienst benommen. Und so trabte der Rote hinter uns her, all den wirbelnden Staub auffangend. Und zehn Minuten vor sieben war die ganze Gesellschaft auf dem Prahm und der Amerikaner hielt Wort, indem er dem armen den Dollar zahlte. Ich fragte den Roten, wie ich ihn auf dem Prahm zusammengekauert sitzen sah, ob er müde sei. Er aber meinte nur, es sei sehr schwül. Ich traf ihn am nächsten Morgen auf der Straße, und er grüßte freundlich. Der Amerikaner aber hatte sich neun Dollar bespart und war mit uns zugleich in Vanderhoof eingetroffen.

Ich habe aber vergessen, von dem nordöstlichen Ritt aus Fort St. James zu erzählen, welchen wir machten, ehe wir uns auf die Reise den Fluß hinunter begaben. Dieser Ritt wird mir ein unvergeßlicher sein, trotzdem er nur einen Tag beanspruchte. Wir wollten nämlich das Land um den Necoslie River, der acht Meilen nördlich vom Stuart-River in der entgegengesetzten Richtung fließt und in den Stuart-See mündet sehen. Wir renteten uns am Tage vorher von der Hudson Bay Gesellschaft Reitpferde und legten früh los. Wir sollten unweit dieses „Posts“ einen Farmer treffen, der uns über den Weg Bescheid geben würde, wo wir denn auch hintrafen. Hier trafen wir . . . . (Das hier Fehlende ist nicht auf dem Manuskript vorhanden. Ed.) — mit ihrer Tochter Miß Dallan, die nachhause auf ihre Heimstätte reiten wollten, welche an unserm Wege gelegen war. So kam uns das Angebot ihrer Gesellschaft sehr passend und wir legten los. Nun ging's, unser fünf im Gänsemarsch, den Pferdesteg durch den dichten Fichtenwald zu dem Necoslie-Tal. Die Frauen waren von San Francisco hierhergekommen und konnten das Klima nicht genug loben. Unweit ihrer Heimstätte ist ein altes Mädchen, eine Miß McInnis, die dort auch eine Heimstätte hat und die uns einlud, auf dem Rückwege bei ihr anzuhalten zum Tee, was wir mit Dank annehmen. Etwa zwei Meilen von hier entfernt nahmen wir uns einen Führer an. Der vor uns herging, uns den Weg durch den Wald zu zeigen. Wir fanden das Land um den Necoslie-Fluß sehr gut mit wenig Bewaldung und vielen offenen Wiesen. Der Graswuchs ist hier erstaunlich groß. Auch sind viele Saskatoon-Beeren um den Fluß herum, und wir sahen diese dort von der Größe der mittlern Pflaumen. Doch schmeckten die großen Beeren mir nicht so süß, wie sie hier in Saskatchewan sind. Ueberhaupt muß die Fruchtbarkeit des Landes dort sehr gut sein. Der Boden ist von derselben hellen Farbe wie um den Stuart herum. Wasser ist überall an der Oberfläche und Bauholz in der unmittelbaren Nähe. Es sind dort noch mehrere Heimstätten offen, aber die besten sind schon aufgenommen. Wir mußten unsere Pferde an der Südseite des Flusses lassen, und wir gingen eine Strecke für etwa drei Stunden landeinwärts. Die Zeit verging schnell, und der vorgeschrittene Tag mahnte uns zur Rückkehr. Wir hielten bei Miß McInnis zum Tee an, wie versprochen. Diese, eine Stenographistin von Vancouver, sitzt ihre zweite Heimstätte in B. C. ab. und fühlt sich sehr gut dabei. Sie und die vorher erwähnten beiden Frauen sind die einzigen Frauen, die wir in der Gegend und auf unserer Reise auf dem Lande dort getroffen haben. Miß McInnis hatte trotz des großen Baumwuchses auf ihrer Heimstätte schon mehrere Acres klären lassen und hatte eine nette Fläche fertig für eine künftige Ernte. Sie hat auch ein schönes Gärtchen, durch welches ein kleiner Bach fließt. Nächstes Jahr will sie einen Obstgarten anlegen, und da ich glaube, etwas von Gartenbau zu wissen, so konnte ich ihr einige gute Winke geben. Bei Tisch erzählte sie uns, daß sie in ihrer Hütte, die ihr Bruder ihr gebaut hatte, schon zwei Winter gewintert hatte. Und auf mein Befragen, wie sie den Winter finde, sagte sie, e ssei dort kein Winter, was man in ihrer „Cabin“ am besten sehen könne, denn sie habe noch nie mehr wie „Cheesecloth“ vor ihren Fenstern gehabt und habe auch nur wenig Tage etwas mehr geheizt, wie zur Bereitung der Speisen nötig sei, und habe sich immer mit dem Paar Hudson Decken begnügt, aber, meinte sie, sie sei auch sehr abgehärtet. Ich untersuchte die Oeffnungen, die in der „Cabin“ für die Fenster gelassen worden waren und fand, es seien in der Tat nie Fenster darin gewesen. Man kann die Aussage der Miß McInnis nehmen wie man will, und ich glaube, sie ist ehrlich in ihren Reden. Aber ich habe auch ausgefunden, daß das Thermometer für eine kurze Zeit im Januar übernacht doch zuweilen etwas unter Null geht. Der Regierungsbericht über Fort George gibt die Temperatur im Januar im Durchschnitt auf vier Grad über Frost an. Mehrere haben mir jedoch mitgeteilt, daß der Schnee auf den Baumstämmen und den Fenzpfosten ebenso tief liegt, wie auf der Erde, und das spricht für die Stille dort und dann kann es auch am Tage nicht kalt sein, weil der Ozean mit dem heißen japanischen Strome nur etwa 200 Meilen ab ist, und wie die Karte zeigt, kann der warme Wind sich sehr leicht durch die Schluchten und Meerbusen landeinwärts machen, und das muß das Klima beeinflussen. Man riet mir, die kostspieligen saskatchewaner Coonpelze ja doch in Saskatchewan zu lassen, denn für dieselben werde man hier nicht Gebrauch finden. Ich denke aber, wer einen von der Sorte hat, sollte ihn doch mitnehmen wenn er hinzieht, er mag ihm unter Umständen noch sehr zu Paß kommen. Doch haben mir glaubwürdige Personen erzählt, daß die Kartoffeln, die im Herbst in der Erde bleiben, im Frühjahr wieder aufgehen, was ich noch von keiner im nördlichen Amerika liegenden Gegend gehört habe. Dasselbe habe ich auch von den Rüben ge-

hört und, wie gesagt, von glaubwürdigen Personen, und kann es daher dem Leser als Wahrheit empfehlen. Ich habe dort reife Tomaten gesehen, während sie noch lange hätten reifen können; ebenso reife Gurken. Ich wollte auch noch Wassermelonen sehen, da aber die Engländer um diese nicht so viel geben als wir, die wir von Rußland kommen und viel solche gezogen haben, so konnte ich solche nur auf einer Stelle sehen, wo sie in unvorbereitetem Boden gepflanzt waren, und dort waren weder die Gurken noch die Wassermelonen gut. Doch zeigte es mir deutlich, daß man sie hier mit gutem Erfolge ziehen kann. Ich sahe auf einer Stelle einen Kürbis von 14 Zoll Länge, und der Mann dachte, es gäbe auf der Welt keine größern Kürbisse. Als ich ihm von Kürbissen in Rußland erzählte, die zwei Mann kaum hantieren konnten, schaute er mich an, und seine Blicke sagten mit, er glaubte, ich sei über die Kreide geschritten. Ich lasse aber den Mann dabei, da er nie solche gesehen und daher auch kaum glauben konnte, daß ich die Wahrheit gesprochen. Sein Kürbis jedoch zeigte mir zur Genüge, daß mit guter Pflege auch dort größere Kürbisse zu ziehen sind.

Miß McInnis dauerte mich, da sie so allein unter den Alaskaer Bacheloren wohnt. Ich nahm sie auf die Seite und fragte sie, ob sie sich unter diesen Leuten nicht fürchte. Sie schaute mich mit ihren großen Augen an und sagte: „Fürchten? Nein, Herr Kröker, hier habe ich nichts zu fürchten. Ich bin mehrere Jahre in San Francisco und sieben Jahre in Vancouver gewesen und ich kann Ihnen sagen, ich habe mich dort oft sehr gefürchtet. Und glauben Sie mir: Sollte die G. T. P. eine Zweigbahn hier heraus bauen, wovon die Leute so voll sind, und die Zivilisation hereinbringen, so würde ich gleich von dieser Heimstätte herab ziehen und weiterab gehen. Ich habe mich im ersten Jahre etwa zwei Wochen gefürchtet, als mein Bruder bei mir war, und ich die Verhältnisse hier noch nicht verstand. Als aber mein Bruder mir die Verhältnisse erklärte und zeigte, daß ich nichts von diesen Pionieren zu fürchten habe, bin ich viel sicherer als in den großen Städten." — Ich mußte es ihr glauben.

Als wir von ihr mit den verschiedensten Beerenjellees und Tee bewirtet worden waren, sahen wir, daß wir uns hier zu lange aufgehalten hatten, denn es fing bereits an zu dämmern, und wir hatten einen schweren Ritt von sieben Meilen durch den Wald zu machen. Wir eilten zu unsern Pferden. Doch wie auf den richtigen Weg kommen? Miß McInnis wies uns zu ihrem Nachbar, der so freundlich war und eine Meile vorauf ging, uns den richtigen Weg zu zeigen. Nun war es finster geworden und wir waren in dem dichten, schwarzen Tannenwald, der abends noch schwärzer erscheint als am Tage u. die Dunkelheit noch dunkler macht. Der Vorreiter machte sich eine Art Warnungsapparat, um die über den Weg hängenden Aeste in der Zeit zu fühlen, damit er nicht müßte sich den Kopf abreißen lassen. Wenn etwas im Wege war, meldete er es dem Folgenden u. derselbe gab die Meldung weiter. Die Pferde, die an den Gängen durch den Wald gewöhnt waren, benahmen sich sehr edel. Wo ein Mensch durch kann, da folgt ihm im Walde auch das Reitpferd und wenn es sich auf die Kniee legen muß. War das aber ein angenehmer Ritt! Wie gesagt: um uns die schwarzen Tannen, über uns der helle ,mit Sternen besäte Himmel und eine nächtliche Stille, die eine wirkliche Nacht zu meinen scheint. Hin und wieder flog ein Vöglein auf oder ein Häslein huschte über den schmalen Pfad ins Gebüsch, meinend, wir wollten es in seinen nächtlichen Gängen stören. Da durchbrach die Stille das Geschrei einer Eule, das so sonderbar klang. Nun erschallte aus der Brust des Amerikaners im Baßtone die Stimme in Englisch: „Will there be any stars in my crown?" (Werden auch Sterne in meiner Krone sein?) und wir stimmten mit ein. Dann folgte: „Der Meister wird kommen", — „Die Finsternis vergehet", — „Wenn der Herr die Seinen rufet" u. s.w. Diese Lieder gaben Anlaß zu einem religiösen Gespräch, und Mr. M. meinte bald, wenn er zu seinem Schöpfer zurückkehren wolle, dann müßte er in die Natur gehen. Und wahrlich, wen kann die, wenn er sich ihr hingibt, nicht rühren? Ich glaube, daß die Natur ein großer Faktor im Bilden des menschlichen Charakters ist. Ist sie extrem nach allen Seiten so wird sie in dem Maße auf uns einwirken; ist sie mild, so wird sie helfen, die Milde im menschlichen Charakter zu entwickeln. Und daß wir von Natur nicht milde angelegt sind, wissen wir aus Erfahrung im Kampf des Lebens und werden es fast mit jedem Tage besser inne. Ich habe oft die Frauen und Lehrer der Schulen in den extremen Gegenden bedauert, die mehr mit der Erziehung des jugendlichen Gemüts zu tun haben, als die Männer, die im „Rennen und Jagen, Wetten und Wagen" dieser Arbeit mehr entbunden sind.

Mit wenigen Unterbrechungen und keinen besondern Ereignissen kamen wir Uhr 12 nachts in Fort St. James an. Die Reise hatte niemanden ermüdet. Wir fanden es etwas schwer, unsern Pferdebesitzer aus dem Bett zu bekommen und ihm die Pferde zu übergeben, ohne daß er seine sauren Mienen in Stellung halten konnte über unser spätes Kommen. Aber als wir ihm die Sache erklärten und ihm sagten, die einzigen Frauen in der Umgegend seien daran schuld, wurde er wieder redseliger in seinem schottischen Dialekt. Die See begrüßte uns mit ihrer Stille ebenso freundlich, wie es der dunkle Tannenwald getan hatte, und bald waren wir im Bett und träumten von dem schönen Ritt.

Wir kehren nun wieder zurück nach Vanderhoof, wo wir abends angekommen waren. Hier gab es wieder einmal eine gescheite Mahlzeit und zwar waren es Eier, die wir in der Zeit unserer Abwesenheit nicht hatten auftreiben können; und der Blaubeerenpie schmeckte auch gut. Hier wollten wir aber auch ausruhen. Nachdem wir am nächsten Tage lange geschlafen und die Kleider gewechselt hatten, fühlten wir uns wohler. Nun wurden Briefe nachhause geschrieben und Zeitungen gelesen, nach denen wir schon lange geschmachtet hatten. Warschau war unterdessen gefallen und die Lage in Rußland schien sehr ernst, und die englischen Gemüter fühlten sich sehr bedrückt ob der kritischen Lage der Russen.

Am Nachmittage fuhren wir drei Meilen aus der Stadt, um einen Farmer zu besuchen. Joe Beeudovin, ein Franzose, der Roggen und Gerste schnitt, war ein freundlicher Mann, vor neun Jahren hierher gekommen von Alaska, wo er im Goldsuchen nicht Glück gehabt hatte, — ein kränklicher Mann, der das ganze Feld selbst beschafft. Er hat 120 Acres unter Kultur, hat drei gute Pferde, alle Maschinen und eine Dreschmaschine, die er mit einem Gasolinmotor betreibt. Er hat auch etwas Geld in der Bank für seine alten Tage, sagte mir aber nicht, wieviel. Ich dachte, daß sei unter den Umständen, unter welchen der Mann dort gefarmt hatte, sehr gut. Er sagte uns, daß ein Binder ihm $350.00 kostete, und daß jedes Stück zu demselben auf Pferderücken hereingetragen worden sei, und dieses von Ahcroft, welches 325 Meilen südlich an der C. P. R. liegt. Die G. T. P. ist ja nur vor einem Jahr hier durchgebaut u. hat die Verhältnisse zu einer ganz andern Welt umgestaltet. Ehe die Bahn hier war, hat man für das Hereintragen der Fracht bis 22 Cents per Pfund bezahlt, was $22. Frachtgebühren auf einen Sack Mehl oder Zucker macht. Kein Wunder, daß die Leute unter diesen Verhältnissen nicht farmen konnten, und kein Wunder, daß dieses schöne Tal bis heute noch offen liegt, und kein

Wunder, daß die Leute heute scharenweise hereinströmen, und Städte längs der Bahn, wie Pilze aus der Erde, hervorschießen. Jetzt sind die Verhältnisse normal. Ein Sack Mehl kostet dort jetzt 425, und andere Sachen, die die Bahn herein bringen muß, demgemäß im Verhältnis. Außenprodukte sind teuer und werden immer teuer bleiben, weil die nicht frisch genug hereingefahren werden können und die Heimprodukte daher viel schöner sind und einen bessern Preis bringen. Gut für den, der sie zieht, aber wehe dem, der sie kaufen muß!

Dieser Farmer sagte uns, es gebe dort keine Mißernten; er habe wenigstens in den neun Jahren seines dortigen Aufenthaltes keine gehabt. Er hatte voriges Jahr 20 Tonnen Heu zu 23.50 verkauft. Er sagte: „Alles wächst hier: Fruchtbäume, Gurken, Wassermelonen u.s.w.; auch Wein kann man pflanzen." Er sagte uns von jemand, der im vorigen Jahr Wein gepflanzt hatte, und er habe gehört, daß derselbe sehr gut getan, ob er aber schon Frucht gebracht habe, wußte er nicht.

Wir fuhren von hier noch eine Meile weiter zu Herrn Milnes Farm. Hier sahen wir großes und sehr schönes Getreide: Weizen, Hafer und Roggen. Auch sahen wir Alfalfa, der vor 32 Tagen geschnitten worden war und jetzt wieder zwei Fuß hoch war, und so war auch der Rotklee. Hier sahe ich außerordentlich große Kohlköpfe und gelbe Rüben. Der Alfalfa und Klee waren mit der Hand in die unzubereitete Wiese gesät worden. Unweit dieser Farm besuchten wir die RegierungsVersuchsfarm, die neulich eröff net worden ist, wo wir sehr schönes Getreide fanden. Dort wird im nächsten Jahre manches zu sehen sein, was der Boden in B. C. imstande ist, zu bringen.

Am nächsten Tage fuhren wir 11 Meilen südwestlich aus der Stadt, um auch Getreide zu besehen, und kamen nach Lamperts Farm. Dieser erzählte uns auch seine Geschichte, daß er anno 1908 von Alaska dorthin gekommen sei. Er habe sich die ersten zwei Mahlzeiten bei einem Farmer erbettelt. Dann habe er ein Jahr bei demselben Farmer für's Brot geschafft und im dritten Jahre für Pferde und Pflug, um etwa 5 Acre zu klären. Nun hat er 29 Acres unter Kultur. Er wollte mit mir gegen $50. wetten, daß sein Hafer 120 Buschel vom Acre geben würde. Er sagte, seine vorige Ernte habe ihm 110 Buschel vom Acre gebracht und diese Ernte sei besser. Er hat jetzt sieben gute Pferde, alle Maschinerie,, auch eine Dreschmaschine, ein gutes Haus u. Stall; keine Schulden, aber $1000.00 in der Bank in Bar und, meinte er, er werde dieses Jahr noch $2,000.00 hinzulegen können von der Ernte. Er hat vor drei Jahren vier Aehren egyptischen Weizen von einem Freund geschenkt bekommen, wovon er jetzt ein Viertel Acre hat. Er meinte, dieses Viertel Acre sollte ihm 40 Buschel bringen. Ich habe nie in meinem Leben Weizen in einem so guten Zustande gesehen, wie diesen. Ob er vierzig Buschel davon bekommen wird, weiß ich nicht. Er hat seine vorjährige Ernte an das Regierungs-Saatdepartment verkauft, welches ihm hernach berichtet hat, daß von 100 Körnern in 14 Tagen 99 aufgegangen seien.

Wir hielten uns nun noch einige Tage in der Nähe von Vanderhoof auf und besuchten Farmer, um zu sehen, wie sie vorankamen, und ich habe manch Aehnliches wie oben erzählen hören. Ich bin von der großen Fruchtbarkeit des Landes dort vollkommen überzeugt und, wenn es angebracht wäre, wollte ich von dem Lande sagen, daß es das von den israelitischen Kundschaftern beschriebene sei, außer daß hier auch Riesen drinnen sind und zwar in Gestalt von Bäumen. Doch sollten unsere Deutschen sich an die Arbeit machen und hier ansiedeln, ich bin sicher, sie würden sie, wie es in der Bibel heißt, wie „Brot fressen" und bald eine blühende Gegend und die beste Ansiedlung daraus machen, die wir noch in Canada gehabt haben. Dazu brauchen sie sehr wenig Geld zim Anfang, und das Klima wird jedem ansprechen, es sind dort jedoch keine **großen** Bäume; die meisten sind bis 4 und 5 Zoll im Durchmesser.

Nun ging es abends zurück nach Prince George, wo ich meine Post erwartete. Wie hatte ich mich darnach gesehnt, und wie froh war ich, durch Briefe erfahren zu dürfen, daß daheim alles gut stand! Ich fühlte eine große Erleichterung und machte mich fertig für die nächste Reise, ein anderes Stück Land zu besehen, worüber ich berichten werde, wenn ich dort gewesen bin. Ich beabsichtige nun eine Partie dorthin zu nehmen, und wenn es diesen dort auch so anspricht wie mir, dann werden wir bald Exkursionen von überall laufen haben, und auch hierüber werden die werten Leser weiter von mir hören, vielleicht noch vor Abschluß dieser Beschreibung in diesem Blatte. Auch werden andere ihre Ansicht über jenes Land klarer geben, als ich es hier getan habe. Ich wollte es absichtlich nicht tun, um Mißverständnissen vorzubeugen.

Freuet euch in dem Herrn, und abermal sage ich: Freuet euch! Phil 4, 4.

Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen.

---

2. Mose 20, 7.

Dies ist ein wichtiges Gebot, welches viel zu wenig beachtet wird; überhaupt beachten wir die zehn Gebote zu wenig, es ist schon so unsere Art, diese den Kindern zu überlassen, als wären wir darüber hinaus. Das Evangelium hat diese Gebote nicht hinweggeschafft. Wir sind unter der Gnade, so erfüllen wir sie, wenn auch nicht wir, so doch die Gnade, die mit uns ist in Christo Jesu. Wie Christus Sie erfüllte, daß kein Gebot gegen ihn war, so werden die Gebote in uns erfüllt nach dem Geist, und zwar so, daß wir kein Gebot gegen uns haben. Wenn wenn wir das 4. 5., 6. und 7. Gebot streng beobachten und die ersten drei nicht beachten, dann sind wir nicht besser als die, die das 4., 5. u.s.w. Gebot übertreten. Sündigen wir, so übertreten wir die Gebote. Was ist Sünde? Die Uebertretung des Gesetzes ist Sünde. So müssen die Gebote Gottes uns vorgehalten werden; denn das Gesetz ist der Spiegel, damit uns unsere Missetat aufgedeckt und wir überführt werden von unserer Sünde, damit wir zu dem Bekenntnis kommen, daß wir den Fluch Gottes über uns gebracht und ewigen Tod verdient haben. Wo solche Ueberführung durch Gottes Gesetz und Geist stattfindet, da gibt es eine Bekehrung, ein Gefühl von einer wahren Verlorenheit; aber das Gesetz, die Gebote, können uns nicht frei machen von unserer Sünde, nicht mehr, wie uns ein Spiegel reinigen kann von unsern Flecken. Es gibt aber eine Reue und göttliche Traurigkeit, wenn wir unsern Zustand erkennen. Da wird uns um Trost bange. Wir bitten Gott um Vergebung, erkennen und bekennen unsere Sünden; so kommt man hinüber in den Bund der Gnade. Auf diesem Wege kommt eine wahrhaftige Bekehrung, ein aufrichtiger Glaube an Jesum Christum zustande, dann gehen wir den Weg der Gebote Gottes, nicht durch unsere Macht und Kraft, sondern in dem Geist, des Allmächtigen.

O die Sünde gegen das dritte Gebot ist groß. Daß dies Gebot selbst vor allen andern ein hohes und großes Gebot ist, ja, der Inbegriff aller Gebote, so daß von dem Halten oder nicht Halten desselben die andern alle abhängig sind, das ersehen wir daraus, daß Gott so furchtbar

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.
10. November 1915.

Editorielles.

— „Ein Volk wird sie erheben über das andere, und ein Reich über das andere." Luk. 21, 10.

— „Und ihr werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen. Und ein Haar von eurem Haupt soll nicht umkommen. Fasset eure Seelen mit Geduld." Luk. 21, 17—19.

— Wir bringen in dieser Nummer wieder etwas über die Zustände in der Türkei, die Lage der dortige nArmenier betreffend. Wie wir erfahren haben, sind die Armenier, welche jetzt Verfolgung leiden, nicht alle von Schuld freizusprechen, aber hier kommt es wieder so, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen, der Gerechte mit dem Ungerechten leiden muß. Doch das wird nicht immer so bleiben; es kommt einmal eine Zeit, wo man sehen wird, was für ein Unterschied ist zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient.

„Im Interesse der guten Sache!" hieß es, als vor kurzer Zeit in Chicago angeordnet wurde, daß an Sonntagen die Schankwirtschaften geschlossen bleiben sollten. Damit waren jedoch nicht alle Chicagoer einverstanden und sind es auch heute nicht. Daher heißt es jetzt auf der Seite der Gegner jener Verordnung: „Im Interesse der guten Sache!" indem sie die trinklustige Menge der Stadt auffordern, sich an der in der nächsten Zukunft stattfindenden Riesenparade zum Protest gegen die Schließung der Wirtschaften am Sonntag zu beteiligen. Es gibt Leute, welche es verstehen, eine böse Sache für gut anzusehen und eine gute als böse.

— Schwag. Cornelius Dück sandte uns am 27. Oktober ein Telegramm mit der Nachricht, daß seine Frau an demselben Tage gestorben sei. Diese Nachricht kam umso unvermuteter, als wir erst vor wenigen Tagen von ihr selbst einen Brief erhalten hatten, in welchem sie uns mitteilte, daß sie beide gesund seien. Aber einige Tage nach Empfang des erwähnten Telegramms kam ein Brief vom Schwager, welcher mehr über die Erkrankung und den Verlauf der Krankheit brachte. Sie war gemäß dieser Nachricht noch an demselben Tage erkrankt, als sie uns von ihrem Wohlbefinden benachrichtigt hatte. Die Erkrankung war so plötzlich und so heftig erfolgt, daß er sie hatte müssen zum Hospital bringen, wo sie operiert worden und dann doch gestorben war. Die Krankheit war ein Gallenleiden. Sie ist die Tochter von S. F. Görzen, die kürzlich von Newton, Kansas, nach Tucson, Arizona, zogen. Ihr Bruder war zu der Zeit auch im Hospital krank an Typhus, aber bereits auf dem Wege der Genesung. — Nicht allen von uns ist ein Alter von 70 bis 80 Jahren beschieden.

— Im „Christlicher Bundesbote" schreibt Missionar P. A. Penner aus Indien: Br. P. W. Penner ist recht krank gewesen. Er und seine liebe Frau sollten unter allen Umständen nächstes Frühjahr heimkehren." — Auch hier wurde eines Sonntags mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, wie notwendig für die in Heidenländern arbeitenden Missionare und für ihre Familien c sei, daß ihnen weit öfter Gelegenheit gegeben werde, ihr Heimatland zu besuchen, als es heute geschieht, und daß es nicht allein für die Missionare u. ihre Angehörigen nützlich sei, aus der aufreibenden Arbeit und der heidnischen Umgebung herausgerissen und auf einige Zeit in die Gemeinschaft der heimatlichen Christengemeinden gestellt zu werden, sondern, daß das Missionswerk selbst dadurch gewinne, wenn die Missionare später neugestärkt aus der Heimat zurückkehren und mit neuem Mut und frischer Kraft ihre Arbeit aufnehmen.

—Es hört sich doch schrecklich an, wenn wir hören, daß deutsche Offiziere einander mit „Gott strafe England!" zu begrüßen pflegten bis die Regierung solches verbot, und noch näher kommt es zu uns, wenn es, wie wir in einem unserer Wechselblätter in einem Gedicht „Aus dem Felde" lasen, heißt: „Gott strafe Amerika!" Wir erraten sofort, daß es sich hier um die Waffen- und Munitionslieferungen der Amerikaner an die Feinde Deutschlands handelt, und wir können es gut begreifen, daß die deutschen Soldaten und Offiziere mit Zorn und Entrüstung erfüllt werden angesichts der Tausende ihrer Kameraden, welche durch amerikanische Geschosse verkrüppelt und getötet werden. Besonders muß es sie aufregen, wenn sie dabei bedenken, daß Amerika sich als Freund Deutschlands ausgibt, als Vertreter der Menschlichkeitsidee angesehen sein will, dabei aber, wie es scheint, ohne Gewissensbisse zu fühlen, die Unmenschlichkeit begeht, den Krieg befördert zum Nachteil seiner Freunde, der Deutschen. Aber Gott um Strafe für England oder Amerika zu bitten, ist nicht christlich, und wir haben Ursache, für das Wohl derjenigen zu fürchten, die solches tun.

— Das Brot, welches wir essen, können wir als das Muster unserer Pflanzennahrung ansehen. Es gibt verschiedene unter diesen Nahrungsmitteln, die einen Platz auf unserm Tisch verdienen. Manche unter ihnen sind Menschen und Tieren als Nahrungsmittel gleich nützlich und bekömmlich, aber die Untersuchung unseres gewöhnlichen Weizen- und Roggenbrotes gibt uns den Schlüssel zu der Beurteilung der Zusammensetzung und des Nahrungswertes aller Speisen dieser Art. So ist das Wort Gottes geistlicherweise für uns Brot und Nahrungsmittel, und obgleich andere Bücher und Schriften neben der Bibel in unsern Häusern ihren Platz einnehmen, so bleibt doch die Bibel das Muster, nach welchem der Wert derselben zu bestimmen ist. Bücher, deren Inhalt nicht in Uebereinstimmung mit der Biebel ist, werden unserem Geist nicht die nötige Nahrung geben, sondern ihn krank machen und uns vielleicht zum geistlichen Tode bringen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

John J. R. Peters schreibt: „Bitte mir die Rundschau jetzt nach Fairmead, California, zu senden! Wir haben noch immer sehr schönes Wetter."

Abr. Koop, Weatherford, Oklahoma, bittet die Freunde und Leser der Rundschau sich zu merken, daß er die Adresse von Cordell, Oklahoma, zu Weatherford, Okla., geändert hat.

J. M. Schlichting bestellt, „Rundschau und Jugendfreund nach Dallas, Oregon zu schicken statt nach Aurora, Oregon, und die Aenderung ihrer Adresse durch die Rundschau bekannt zu machen.

Cath. McMichael, Winfield, Kansas, schreibt den 25. Oktober: „Wir sind gesund, welches wir auch euch dort in eurer Arbeit wünschen. Wir haben immer sehr schönes Wetter. Morgens ist es immer weiß gefroren; aber übertag ist es noch schön warm. Frau Jonas Quiring in Canada, wenn du noch die Rundschau liest, dann bitte, schicke mir doch deine Adresse. Ich hätte schon mal geschrieben, wenn ich sie gehabt hätte. Ich schließe mit herzlichem Gruß an alle, die dies lesen."

Pred P. Görtz, Carnduff, Saskatchewan, schreibt: „Wir wollen vorderhand unsere Heimat hier machen, wir hatten ja vor dem Kriege hier gekauft. In den letzten beiden Jahren hatten wir reiche Ernten. Die Behandlung vonseiten unserer kanadischen Nachbarn läßt nichts zu wünschen übrig; alle sind gegen den Krieg, gegen das Menschenschlachten. Das Wetter ist sehr angeneh mund passend zum Dreschen und Pflügen. Nachts Frost. — Alle unsere Deutschen sind wohl munter und zufrieden."

P. L. Jantzen schreibt den 25. Oktober: „Wir wollen unsern Wohnsitz ändern und uns ganz in Ruhe setzen in unsern alten Tagen. Da die mehrsten unserer Kinder in Beaver County, Oklahoma wohnen, so haben wir uns in Gray, Beaver Co., ein kleines Haus gekauft und ziehen diese Woche dort hin, so es der Herr anders zuläßt und wir leben und gesund bleiben, welches wir jetzt gottlob sind. Bitte also die Mennonitische Rundschau uns dorthin zu schikken und dieses in der Rundschau zu publizieren. Freunde und Bekannte möchten sich dies merken! Unsere Adresse wird also sein: Gray, Beaver Co., Oklahoma."

Katharine Löpky, Box 72, Winkler, Manitoba, Canada, schreibt: „Gruß an alle Rundschauleser, besonders aber an die gesuchte und sehr werte Doktorin Helena Warkentin vor nicht langer Zeit wohnhaft in Altona, Manitoba. Liebe Freundin! Weil ich gehört habe, daß du von hier weggezogen bist, doch wieder zurückkommen willst, so bitte ich, mir zu berichten, wann ich Dich dort wieder treffen kann. Ich würde dafür sehr dankbar sein. Ich fühle mich schon viel besser, doch die Schmerzen sind noch nicht weg. Deswegen möchte ich noch wieder in Deine Behandlung kommen, Grüße dich noch mit Psl. 143, 5. Deine Freundin K. Löppky. —Die kleinen Schwestern und die Eltern lassen Dich auch sehr grüßen. Dieselbe."

Adreßveränderung.

Jacob Siemens, Aberdeen, Sask., jetzt Waldheim, Box 82, Saskatchewan, Canada.

H. G. Regier, Moundridge, jetzt Burrton, Kansas, R. 3, Box 60 A.

P. S. Warkentin, E. Bakersfield, jetzt Escondido, California.

Noch immer verfolgen die Türken die Armenier.

(Von D. C. Eby, früher in Hadjin. — Uebersetzt von Lena E. Penner.)

Man würde denken, daß nach den fürchterlichen Metzeleien der verflossenen Jahre das Maß der Sünden und Uebertretungen der Türkei längst voll sein sollte, und doch scheint es, ihr erlaubt zu sein, die schrecklichen Schlächtereien der Unschuldigen fortzusetzen.

Die Lage der unschuldigen Armenier ist eine verzweifelte. Aus zuverlässigen Quellen kommen Nachrichten von Vorfällen, die in manchen Ortschaften der Türkei passiert sind, die fast unglaublich erscheinen. Armenier und Griechen werden systematisch aus ihren Häusern gerissen und in weit entfernte Provinzen getrieben, wo sie dann in kleinern Gruppen in die türkischen Dörfer gebracht werden, wo ihnen die Wahl gestellt wird, entweder augenblicklich den islamitischen Glauben anzunehmen, sich dem Hungertode auszuliefern oder durch das Schwert zu sterben, während die Türken ihre Häuser mit allem Hab und Gut in Besitz nehmen. Armenische Flüchtlinge, die neulich in der Schweiz ankamen, schätzen die Getöteten ihrer Nation auf 100,000.

Das Fortsetzen dieser Metzelei ist nicht so viel die Folge des fanatischen Aufbrausens der Türken, als ein durchdachter Plan, die christliche Bevölkerung auszurotten — eine bevollmächtigte und verzweifelte Anstrengung, die Armenier zu vertilgen durch Metzeleien und oftmals noch mehr durch Marter und Verbannung.

Ein britischer Flüchtling aus Konstantinopel schreibt: „Du hast vielleicht schon von dem Befinden und der Lage der Armenier aus den Zeitschriften erfahren, doch nichts, das in Wirklichkeit die Zustände hier und die Lage des armenischen Volkes schildern könnte,wird durchgelassen. Zeitoon, eine Stadt in der Nähe von Hadjin, als eine armenische Stadt ist nicht mehr vorhanden. Die Bewohner derselben wurde nvertrieben und zerstreut, und die Türken haben sie in Besitz genommen und selbst den Namen der Stadt geändert. Dasselbe ist zum großen Teil auch von Hadjin zu sagen, nur trägt diese Stadt noch ihren alten Namen, soviel ich weiß. Die Bewohner der großen Städte von Zeitoon und Hadjin werden wie das Vieh ausgetrieben, in der brennenden Sonne hungrig und durstig. Männer werden gewaltsam von ihren Frauen gerissen und Kinder von ihren Eltern.

Von den Bezirken Hadjin, Zeitoon und Marash sind 2800 Personen aus ihren Häusern vertrieben dorthin, wo sie mit keinen Christen in Verbindung stehen können, — unter die Mohammedaner und Kurden. Ih rElend ist entsetzlich. Manche von ihnen fallen am Wege hin und bleiben hilf- und obdachlos liegen, während andere im höchsten Grade ihres Elends die Reise fortsetzen. Die Kranken fallen und bleiben am Wege liegen. Kinder werden geboren und von den Müttern erwürgt oder ertränkt, weil nichts da ist, sie am Leben zu erhalten. Den Gendarmen, die diese Unglücklichen treiben, wird die Erlaubnis gegeben, mit den Frauen und Mädchen nach ihren Gelüsten zu verfahren.

In andern Gegenden wurden die Armenier nach Conzentrationslagern geschickt, entweder zu Fuß oder in Güterzügen, von denen verhältnismäßig wenig das Ziel lebendig erreichen. Hunderte von Frauen, jungen Mädchen und Kindern schmachten in Gefängnissen, Kirchen und Klostern, sind beraubt und vernichtet.

Es wird behauptet, daß der amerikanische Gesandte in Konstantinopel sich bemüht hat, die Armenier zu schützen, was ihm aber doch augenscheinlich nicht gelungen ist, — und daß amerikanische Missionarinnen, die es gewagt haben, mit den Flüchtlingen die armenischen Kinder aufzusuchen, von den türkischen Beamten zurückgewiesen wurden.

Diese Verbannung der christlichen Bevölkerung ist ein großes Hindernis in der Missionsarbeit. Wenn die Missionare, die noch im Innern sind, bald Hilfe bekommen, dann könnten noch manche dieser Verbannten gerettet werden, wenn das nicht, dann scheint die Aussicht fast hoffnungslos unter diesen schrecklichen Zuständen.

(Zionsbote ist gebeten zu kopieren.)

(Der Schreiber des Obigen hat offenbar vergessen zu erklären, welcher Art die Hilfe sein muß, welche die Missionare bei den geschilderten Zuständen in den Stand sezzen könnte, rettend einzugreifen. Ed.)

Fortsetzung von Seite 9.

droht, er wolle den nicht ungestraft lassen, oder nicht für unschuldig halten, der dieses Gebot übertritt. (Wahr ist es, daß dieses Gebot wichtig ist, doch welches Gebot der „Inbegriff aller Gebote" ist, hat der Herr Jesus Matth. 22, 37—40 gesagt. Auch ist es nicht klar, weshalb vom Halten oder nicht Halten dieses Gebotes die anderen alle abhängig sein sollten; der Segen, der für uns aus dem Halten eines Gebotes entspringen könnte, ist abhängig von unserm Standpunkt zu den andern Geboten, was auch Jakobus lehrt, aber die Gebote bleiben alle in voller Kraft, auch wenn wir das dritte derselben nicht erfüllten. Ed.)

Zu dem zweiten Gebot gegen der Abgötterei setzt Gott hinzu: „Ich, der Herr, bin ein starker und eifriger Gott, der die Missetat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die mich hassen." Er sagt aber auch dabei: „Ich tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten." Bei dem vierte nGebote gibt Gott die Ursache an, weshalb er den Ruhetag gehalten haben will. Das fünfte Gebot hat eine Verheißung. Das dritte Gebot allein hat eine Drohung, eine Drohung, die um so schrecklicher ist, da sie nur so allgemein sagt, Gott wolle den Uebertreter dieses Gebotes nicht für unschuldig halten. Wir bedenken gar nicht, wie genau Gottes Gebote gehen, sie meinen ein jedes Wort, das sie sagen. O es ist ein großes Gebot, aber es wird wenig beachtet. D ieDrohung selbst beweist es, da Gott sagen muß: „Ich will den Uebertreter nicht ungestraft lassen." Keine Sünde ist größer als Gottes Namen lästern. Bei jeder Kleinigkeit wird Gottes Name gebraucht, aber Gott meint auch hier, was er sagt. Und es ist eine große Sünde, Gottes heiligen Namen mißbrauchen; der sich unser Gott nennt, der sollte uns zu hehr und auch zu herrlich sein. Ebenso der Name Jesu unseres lieben Heilandes, wir sollten ihn nicht mißbrauchen, wie es so oft getan wird. O welch eine Sünde! Gott hat sich in ihm offenbart, in ihm haben wir die ganze Erlösung, den Weg, das ewige Leben und die Wahrheit. Sollten wir das mißbrauchen, worin unser Heil steht? Nun Gott möge unsere Augen öffnen, damit wir die Wunder in seinem Gesetz sehen und uns vor Uebertretung hüten! Gott sagt zu allen Menschen: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." Laßt uns einmal bedenken, daß der Herr durch dieses ewig bleibende Gesetz heute zu uns redet.

O wie oft wird ein schlechter Gebrauch von dem Namen Gottes gemacht, wie oft wird er ohne Ehrfurcht und Zweck genannt, ohne heiligen Anlaß, so daß wir auch andern Ursache geben, den Namen Gottes nicht zu heiligen. Wie oft wird dieser Name beim Fluchen und Schwören ausgesprochen! Wo ist der, der ihn nicht mißbraucht! Der Ausdruck „Mein Gott!" und „Herrje!" ist so allgemein, man hört ihn in allen Gesellschaften von Getauften, die zur Kirche und zum Abendmahl gehen und für fromm, gottesfürchtig und sittlich gelten wollen, die noch sehr strenge andern die Gebote predigen. Wie ist der Mensch doch so verdorben, den Mund bei Verwunderung, Schmerz, Schrecken, Lachen, Verdruß und bei allen Gesprächen nicht auftun zu können, ohne den Namen seines Gottes zu mißbrauchen. Könnten wir doch bedenken, daß Gott dies nicht ungestraft lassen wird, dann würden wir viel vorsichtiger in unserm ganzen Wandel und Reden sein. Aber wo ist der Anfang und Ende des Uebertretens dieses Gebotes. O daß wir doch selber möchten erkennen und ein jeglicher auf sich selber acht geben.

Da wird viel angeblich im Namen Gottes und zur Ehre Gottes angefangen, Hilflosen beizustehen, Geschäfte zu tun, menonitische Ansiedlungen gegründet und bei tausend andern Gelegenheiten will der Mensch etwas zur Ehre Gottes tun, aber man zieht die Hand ab, wenn man nicht selbst dabei Ehre erntet, wenn nicht sein eigener Name dabei gefeiert wird, oder man nicht seinen eigenen Vorteil dabei findet. Man nennt sich aber Kind Gottes, betet in den Versammlungen, manche predigen noch die Gebote, haben einen guten Schein, erscheinen als nützliche, fromme Heilige, daß niemand dreinzureden wagt, u.s.w.

Unter dem Schein Gottes Ehre zu suchen, werden auch falsche Lehren verbreitet, daher sollten wir alles prüfen und nur die Wahrheit behalten.

Franz Goerzen.

Graf Zinzendorf und die Anfänge der Brüdergemeine.

Am 26. Mai 1900 war der 200jährige Gedenktag der Geburt des Grafen Nikolaus von Zinzendorf. Die Brüdergemeine gedachte dieses Tages mit Dank gegen den Herrn; denn sie sieht in ihm das auserwählte Rüstzeug, welches ihr zur Erneuerung verholfen hat. Mit der Brüdergemeine feierte die ganze evangelische Kirche den denkwürdigen Tag, der ihr eins ihrer hervorragendsten Glieder geschenkt hat. Ist doch Graf Zinzendorf neben A. H. Francke und zum Teil noch erfolgreicher als dieser, der Bahnbrecher der evangelischen Mission geworden.

Drei Umstände wirkten zusammen, um ihn zu diesem wichtigen Dienst im Reiche Gottes zu befähigen. Zinzendorfs geniale Ausrüstung zum Missionsleiter, die Entstehung von Herrnhut und der damit verbundenen Brüdergemeine und die geistliche Erweckung der mährischen Brüder. Schon in früher Jugend war Zinzendorf von brennender Liebe zu dem gekreuzigten Heiland erfüllt, so daß er erklären konnte: „Ich habe nur eine Passion, und die ist er, nur er." Und dieser von feuriger Heilandsliebe entbrannte Mann hatte einen eigentümlichen Gemeinschaftstrieb. Er war keine still in sich gekehrte Natur, sondern „Gemeinschaften zu bilden, die auf den Herrn Jesum verbunden sind," war seines Herzens Drang. „Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft!" erklärte er. Dazu besaß Zinzendorf ein hervorragendes Organisationstalent, das ihn zu einem gesegneten „Ordinarius", wie er selbst seinen Amtstitel bezeichnete, machte, die jeder Gemeinschaft und jedem Werke die rechte Ordnung, Form und Gestalt zu geben wußte. Endlich beseelte den Grafen ein unruhiger Tatendrang, eine fast abenteuernde Unternehmungs- und Reiselust und Schaffensfreudigkeit, die ihn leicht hätte zersplittern können, die aber durch die Konzentrierung auf die eine, sein ganzes Herz in Anspruch nehmende Reichs-Gottessache zur reich gesegneten Gnadengabe wurde. Die Richtung auf die Mission wurde seinem Leben schon in seiner Knabenzeit eingeprägt, als er mit 10 Jahren zu A. H. Francke auf das Pädagogium nach Halle geschickt wurde, Er selbst hatte später erklärt, „die täglichen Gelegenheiten, Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionare kennen zu lernen, Verjagte u. Gefangene zu sehen, haben den Eifer in des Herrn Sache mächtig in ihm gestärkt." Schon als 15-

jähriger Knabe stiftete er mit gleichgesinnten Kameraden den „löblichen Senfkornorden," dessen Hauptregel lautete: „Darauf soll unsere unermüdete Arbeit gehen durch die ganze Welt, daß wir unser Leben für den lassen, der sein Leben für unsere Seelen dahingegeben hat." Mit seinem Busenfreunde Friedrich von Watteville stiftete er einen besonderen Bund „zur Bekehrung der Heiden und zwar solcher, an die sich sonst niemand machen würde, durch Werkzeuge, die Gott ihnen schon zuweisen würde."

Als Zinzendorf von 1772 ab aus christlichem Erbarmen den um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat ausgewanderten Mähren auf seinem Gute Berthelsdorf eine Zufluchtsstätte gewährte, da wies ihm Gott, ohne daß er es ahnte, jene Werkzeuge an. Mit Menschen gewöhnlichen Schlages wäre es nicht auszurichten gewesen, wo es galt, als die ersten in unbekannte, feindliche Bollwerke einzudringen und sie in Sturm zu nehmen. Die Sturmkolonne des Missionsheeres mußte eine Kerntruppe sein von mutiger Tatkraft und zäher Ausdauer. Eine solche lieferten aber die Mähre n,deren von Natur harten und störrigen Sinn der Geist Gottes und die schon für Christum erduldeten Trübsale geheiligt hatten. Nun waren es Männer geworden, die hart gegen sich selbst, wenn der Feldherr rief, mit spartanischem Sinn Weib und Kind verließen, zu Fuß das deutsche Reich durchwanderten, zur See Matrosendienste taten, um das fehlende Geld zu Ueberfahrt zu verdienen, den Stürmen ein ruhiges Herz und eine heitere Stirn boten, wenn das Schiff zerbarst, auf Klippen Zeugenlieder anstimmten unter dem Tosen der brandenden Wellen. Solche kernige, zähe, tapfere Streiter mußten es sein, als es galt, Bahn zu brechen, und darum hat sich der Herr die Mähren berufen und angeworben.

Inzwischen war auch schon in Herrnhut die lebendige Gemeinde Christi entstanden, welche die feste Grundlage für Zinzendorfs weltumfassendes Missionswerk abgeben sollte. Es muß zumal in den Jahren 1727 bis 1732 eine gewaltige religiöse Erweckung durch die arme, äußerlich unansehnliche mährische Exulantengemeinde gegangen sein. Es wurde ihr ein wahrhaft pfingstliches Gepräge aufgedrückt, und der Sinn aller war: „um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!" Am 10. Februar 1728 wurde der erste der später so berühmt gewordene „Bet- und Gemeintage" gehalten. Unter Gesang, Gebet und ernsten Gesprächen saß Zinzendorf inmitten seiner Brüder. „Die Liebe Christi dringet uns" und „wir können es ja nicht lassen, zu reden von dem, was wir gehört und gesehen haben," so hieß es bei allen, und „man fühlte sich kräftig angeregt, etwas Rechtes auf Gott zu wagen." Entfernte Länder wurden genannt: die Türkei und Mohrenland, Grönland und Lappland.

„Aber dahin zu gelangen ist ja unmöglich!" wandten die Brüder ein. „Der Herr kann und wird Gnade und Kraft dazu geben!" war Zinzendorfs Antwort, und weil sein kindlich kühner Glaube alle beseelte, so wollten sie auch fertig und gerüstet dastehen, wenn der Ruf des Herrn an sie ergehen würde, und tags darauf schon zogen 26 ledige Brüder zusammen. Einen Namen gaben sie ihrem Konvikt nicht; was war es aber anders als eine Missionsschule, „diese Brüderstube," auf der in Hoffnung zukünftigen Missionsdienstes Schreiben, Sprachkunde, Geographie, Kirchengeschichte und Medizin getrieben wurde?

So waren alle nötigen Faktoren vorhanden, vom Herrn selbst geschaffen, ausgerüstet, auf einen Punkt vereinigt, und es bedurfte nur noch eines äußerlichen Anlasses, der, als zündender Funke hineinfahrend, einen heiligen Brand hervorrufen mußte.

Es ist bekannt, was diesen Anlaß gab. Es war die Reise Zinzendorfs nach Kopenhagen zur Krönung des dänischen Königs Christian des Sechsten, 1731, die Bekenntschaft, die er dort mit dem Neger Anton aus St. Thomas und mit zwei Grönländern macht, und Bericht, den er, nach Herrnhut zurückgekehrt, davon abstattete. Zinzendorf kannte seine Brüder hinlänglich, um zu ahnen, was folgen würde, und konnte zwei Tage darauf ohne die besondere prophetische Gabe, auf eine Schar singend vorüberziehender Brüder zeigend, zu dem gerade zu Besuch anwesenden Görlitzer Superintendenten Schäfer sagen: „Unter diesen sind Boten zu den Heiden nach St. Thomas, Grönland und Lappland." Wenige Tage darauf boten sich die ersten vier Brüder an, um im Namen der Gemeine das Evangelium nach Grönland und Lappland zu tragen. Man wartete noch ein ganzes Jahr, ehe man sich entschließen konnte, sie auszusenden. Da aber fragte man am 16. Juli 1732 über Leonhard Dober das Los, und als dieses antwortete: „Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm", da waren alle Bedenken zu Ende. Am 21. August 1732 machte Leonhard Dober sich auf den Weg nach St. Thomas. Der Zimmermann David Nitschmann sollte ihn begleiten, um bei der ersten Einrichtung behilflich zu sein. Ihre ganze Barschaft bestand in 6 Talern, die sie sich selbst erspart hatten; dazu gab Zinzendorf jedem einen Dukaten. Auch ihre Instruktion ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. „Sie sollten sich in allen Dingen vom Geiste Jesu leiten lassen."

Graf Zinzendorf fuhr mit ihnen in seinem Wagen bis Bautzen. Draußen vor dieser Stadt hielt der Wagen. Sie knieten unter freiem Himmel nieder, Zinzendorf segnete Dober unter Handauflegung. So verabschiedeten sie sich. Von da aus pilgerten die beiden Sendboten zu Fuß weiter, sie waren einsame Pilger. Nirgends fanden sie Zuspruch und Aufmunterung.

Ihr Vorhaben deuchte allen ein Märlein; man stellte ihnen die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeiten ihres Planes vor. Nur die Gräfin Stollberg in Wenigerode richtete sie auf mit den Worten: „Nun denn, geht hin, wenn sie euch auch totschlagen um des Heilands willen, er ist es alles wert." Auch in Kopenhagen legte man ihnen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Als der Oberkammerherr von Pleß sie gefragt hatte: „Wie werdet ihr denn in St. Thomas durchkommen?" da hatte Nitschmann gesagt: „Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten!" und als jener antwortete. „Das könnt ihr nicht, das wird man durchaus nicht zulassen!" da war die Antwort gewesen: „So will ich als Zimmermann auf meinem Handwerk arbeiten." — „Gut!" entgegnete Pleß, „aber wie der andere, der Töpfer?" Da hieß es getrost: „Den will ich schon mit erhalten!" „Ja, freilich," schloß der Kammerherr, „so kommt ihr mit einander durch die ganze Welt!" und sie kamen auch; ihr Glaube hat die Welt überwunden.

Das war der Anfang der Brüdermission; nun ging es Schlag auf Schlag vorwärts. Man ging zu den Samojeden und Lappen, nach Persien und China, nach Ceylon und Ostindien, nach Konstatinopel und der Walachei, zu den Kalmücken und in den Kaukasus, nach Aegypten und Algier; man arbeitete 34 Jahre lang im Todesland Guinea und 37 Jahre lang in Trankebar. Es waren dies alles kühne Versuche, die keinen oder nur geringen Erfolg gehabt und zu dauernden Unternehmungen nicht geführt haben. Die Gemeinde hat 59 Brüder und 8 Schwestern in diesen Versuchen geopfert.

Es wurden aber auch Unternehmungen gegründet, die Bestand hatten, so unter den Indianern Nordamerikas (1734), unter den Negern Surinames und Berbies

(1735), unter den Hottentotten am Kap der guten Hoffnung (1736). Im Jahre 1740, also acht Jahre nach dem ersten Anfang, schrieb Zinzendorf: „Weil ich nicht weiß, ob der Heiden Zeit schon da ist, so sehe ich die angefangene Bekehrung der Hottentotten, der Grönländer und so vieler hundert Mohren für ein bloßes Geschenk an, das der Heiland der Arbeit und dem Schweiß seiner armen Diener und sonderlich dem werten Tode wohl 30 seiner darüber heimgegangenen Kinder gönnen und sie etwas hat wollen sehen lassen, das er ohne sie vielleicht auch getan hätte. Ich bin aber nicht gewiß, ob dies die rechten Bergwerke sind oder nur Anbrüche von kurzer Dauer. Ach, und wenn es auch so wäre, so ist die Gemeine für ihre mehr als 200maligen Seereisen mit 100 Seelen reichlich bezahlt!" Wir dürfen heute im Rückblick auf die Brüdermission mit Lob und Dank bekennen, daß der Herr die Gebete und Hoffnungen des frommen Grafen über Bitten und Verstehen erfüllt hat. „In zwei Jahrzehnten hat die kleine Brüdergemeine mehr Missionen ins Leben gerufen, als der gesammte Protestantismus in zwei Jahrhunderten." Am 200jährigen Gedenktage der Geburt Zinzendorfs standen in vier Erdteilen auf 21 Missionsfeldern 92,371 Heidenchristen in der kirchlichen Gemeinschaft mit Herrnhut, und zu ihrer geistlichen Versorgung stehen auf 138 Hauptstationen 186 Brüdermissionare und 18 Missionsschwestern in der Arbeit.

Auf seinem Sterbebette überdachte Zinzendorf, wie viel Großes der Herr an der Brüdergemeine getan hatte, und zählte die einzelnen Segnungen auf. Zum Schluß sagte er: „Habt ihr wohl im Anfange gedacht, daß der Heiland so vieles tun würde, wie wir jetzt mit Augen sehen, in den Gemeinorten und an so vielen hin und her zerstreuten Kindern Gottes und unter den Heiden? Bei den Heiden habe ich es nur auf etliche Erstlinge aus ihnen angetragen, und nun geht es in die Tausende." — „Nitschmann!" rief er aus, „welch formidable Karawana steht schon ums Lamm herum aus unserer Oekonomie!"

(Evangelische Missionen.)

Scharlach.

Der Scharlach, auch Scharlachfieber genannt gehört zu den schweren Erkrankungen und ist bedeutend gefährlicher, als z. B. die [illegible] es sind. [illegible] meisten werden von dem Scharlachfieber Kinder [illegible] Alter von 2 bis 10 Jahren befallen; Erwachsene bekommen es seltener, Säuglinge und Greise sollen gänzlich davon verschont bleiben. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß ein einmalig glückliches Ueberstehen des Scharlachs den Menschen vor erneuter Ansteckung schütze, doch bewahrheitet sich diese Meinung durchaus nicht immer. Die Sterblichkeit an Scharlach ist größer, als an Masern; doch ist bei einer bald eintretenden sachgemäßen Behandlung wenig Grund zur Beunruhigung vorhanden. Besonders gefährlich wird der Scharlach durch allerlei unangenehme Begleiterscheinungen, die sich als Neben- oder Nachkrankheiten bemerkbar machen.

Man zählt das Scharlachfieber zu den Infectionskrankheiten. Neben wenigen, vereinzelt vorkommenden Fällen tritt es epidemisch auf. Die meisten Scharlachepidemien bringen uns das Frühjahr und der Herbst.

Die Krankheit bricht nicht unmittelbar nach erfolgter Ansteckung aus, sondern erst 3 bis 7 Tage nachher. Diese Zeit nennt man das Brüte- oder Incubationsstadium. Meist ist das Befinden der inficirten Personen während dieses Zeitraumes ungestört; manchmal zeigt sich bei ihnen eine beginnende Schwere in den Gliedern, Mattigkeit und Appetitmangel. Die Krankheit selbst tritt erst mit dem Vorläuferstadium in Erscheinung. Große Mattigkeit und rheumatismusähnliche Schmerzen in allen Gliedern, heftige Kopfschmerzen, Schmerzen im Halse, Ekel vor Speisen, Schlingbeschwerden und Brechreiz sind die besonderen Krankheitserscheinungen dieses Stadiums, denen manchmal ein oder mehrere Schüttelfröste vorangingen, und die meist von öfterem Frösteln begleitet sind. Das Fieber steigt sehr hoch. Der Puls ist beschleunigt, oft jagend, so daß 140 bis 150 Schläge in der Minute und noch mehr gezählt werden. Die nähere Untersuchung zeigt hochgerötete, geschwollene und darum recht schmerzhafte Rachenschleimhaut und Mandeln. (Nur selten beobachtet man auch Fälle ohne Halsentzündung.) Ebenso sind meist die Lymphdrüsen am Halse und am Unterkiefer geschwollen und schmerzend. In schweren Fällen treten Erscheinungen gestörter Gehirnfunction hinzu: unruhiger Schlaf, selbst Krämpfe und Delirien.

Diese Krankheitserscheinungen steigern sich, bis die Krankheit im Ausschlagsstadium (Eruptionsstadium) ihrem Höhepunkt zueilt. Zuerst am Halse, später an der Brust und dann nach und nach über den ganzen übrigen Körper verbreitend, zeigt sich der charakteristische Scharlachausschlag: Erst vereinzelt, dann in größeren Mengen auftretend, erscheinen rote Fleckchen, die ineinander fließen und nur wenige Stellen gesunder Haut übrig lassen. Es sieht beinahe aus, als wenn man große Stellen der Körperoberfläche mit zerdrückten Himbeeren eingerieben hätte. Auch das Gesicht bleibt nicht frei vom Ausschlag; nur ist dieser hier meist schwächer, als an den übrigen Körperstellen. Die Gegenden um die Nasenwurzel und den Mund bleiben ebenso wie das Kinn weiß. Die völlige Entwickelung des Ausschlages, dessen Vollendung man als das Blütestadium der Krankheit bezeichnet, ist in 24 bis 36 Stunden geschehen. In diesem Stadium stehen auch die Entzündungserscheinungen an der Schleimhaut des Mundes und des Rachens, ebenso wie das Fieber auf der Höhe ihrer Entwickelung. Nur der anfangs vorhandene gelblichgraue bis bräunliche Belag der Zunge verschwindet allmählich; dafür bilden sich kleine warzenförmige Erhöhungen, die dicht auf der intensiv rotgefärbten Zunge beisammenstehen. Mitunter beobachtet man auch besonders an denjenigen geröteten Körperstellen, die der gleichmäßigen Bettwärme ausgesetzt sind, kleine Bläschen. Schlimm steht es mit dem Scharlachkranken, wenn ihm aus den natürlichen Körperöffnungen, besonders aus Nase und Mund, Blut fließt, oder wenn ein Bluterguß unter die Haut erfolgt.

Etwa vier oder fünf Tage nach dem Beginn des Ausschlages fängt derselbe an zu erblassen und gleichzeitig läßt auch das Fieber nach. Die Scharlachrothe Färbung verliert sich meist in derselben Reihenfolge, wie sie eintrat. Etwa 8 Tage danach beginnt die Haut sich an den vormals mit dem Ausschlag behafteten Stellen abzulösen und zwar nicht kleieartig wie bei den Masern, sondern oft in großen Fetzen.

Drei bis vier Wochen mindestens sollen die Scharlachkranken im Bett zubringen; denn solange ungefähr dauert der Verlauf der Krankheit, wenn sie gutartig auftritt. Doch ist auch besondere Vorsicht in der Zeit der Reconvalescenz geboten, in der man sich vor allem durch Erkältungen leicht schaden kann.

Während verständige und denkende Eltern unter Umständen ihre Kinder, die an den Masern erkrankt sind, selbst behandeln können, thut man bei Scharlach gut, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Das ist geboten durch die Complicationen und Nachkrankheiten, die bei den — glücklicherweise verhältnißmäßig selten vorkommenden — schweren Scharlachepidemien eintreten.

Als gefährlichste von allen Nebenkrankheiten kann wohl die hinzutretende Diph-

therie angesehen werden, die besonders durch die leicht eintretende Erstickungsgefahr eine weit schwerere Erkrankung als das Scharlachfieber selbst darstellt. Auch ist die Nierenentzündung eine öfters bei Scharlach eintretende, gar nicht leicht zu nehmende Krankheit. Sie tritt meist im Stadium der Abschuppung auf und kann zur Wassersucht führen. Als Nachkrankheiten sind noch zu nennen: Gelenkrheumatismus mit oft nachfolgenden Herzerkrankungen, Vereiterungen der Lymphdrüsen des Halses, eitrige Entzündungen des Ohres, Verdauungsbeschwerden ernsterer Art u.s.w. Selbst Taubheit und Blindheit beobachtet man gar nicht so selten als Folgeerscheinungen im Verlaufe schwerer Scharlachepidemien.

Bei Behandlungen scharlachkranker Patienten muß man sein Augenmerk vor allem darauf richten, das übermäßig hohe Fieber zu mildern. Das geschieht durch kühle Waschungen, durch lauwarme Bäder mit folgenden kühlen Uebergießungen und durch kühlende Packungen, die, so oft sie warm werden, zu erneuern sind. Gegen die Halsentzündungen verwende man die mäßiglaue Mund und Rachenbäder von Citronenwasser. Der Kranke soll zwar genügend warm, aber doch leicht zugedeckt werden. Die Temperatur des Krankenzimmers muß auf gleicher Höhe erhalten bleiben, und stets ist durch Oeffnen der Fenster für frische Luft zu sorgen, selbstverständlich ohne den Kranken der directen Zugluft auszusetzen. Etwa eintretende Verstopfung ist durch lauwarme Entleerungsklystiere zu bekämpfen. Die Diät sei leicht und bestehe in Milch und Milchspeisen, Obst und ähnlichen leichtverdaulichen Nährmitteln. Als Getränk verabreiche man kühle Limonaden, die aus natürlichen Fruchtsäften bereitet wurden.

Da Scharlach zu den ansteckenden Krankheiten gehört, sollten nur diejenigen, welche die Pflege übernommen haben, mit dem Patienten zusammenkommen. W.

Auf hoher Warte.

Zeitpredigt von Dr. G. G. Berkemeier, Mt. Vernon, N. Y.

Die welterschütternden Ereignisse der Gegenwart stellen uns auf eine hohe Warte. Von einer hohen Warte aus gewinnt man eine Uebersicht. Erst die rechte Uebersicht führt zur klaren Einsicht. Zur Uebersicht gehört aber ein Blick zurück auf das, was hinter uns liegt, und hinaus auf das, was vor unseren Augen sich entschleiert: ein rechtes Verständnis für Vergangenheit und Zukunft für Altes und Neues. Es gibt solche, die die Vergangenheit verachten, von ihr nichts wissen, haben und lernen wollen; das „gestern" hat für sie ebensowenig Interesse, wie Bedeutung, u. was davon übrig geblieben, damit machen sie „tabula rasa". Für sie gibt es keinen „Hyphen", das heißt Bindestrich. Seit ihrer Entbindung fühlen sie sich ungebunden. Sie halten es unter ihrer Würde, in eines anderen Fußstapfen zu treten; sie wollen selbständig neue Bahnen gehen. Die Geschichte der Menschheit hebt erst an mit dem Tage ihrer Geburt. Das sind die Modernen. Das ist zum großen Teil das heutige Geschlecht. Das ist vor allem Jungamerika. Und wenn wir von „Jungamerika" reden, so meinen wir nicht nur die jungen Leute in Amerika. Ganz Amerika ist noch jung. Was ist die Geschichte von etlichen hundert Jahren im Vergleiche zu der vieltausendjährigen Geschichte anderer Völker. Jugend ist allerdings noch keine Untugend; aber „Jugend hat keine Tugend" u. bringt allerlei Gefahren mit sich. Nichts würde sich als ein besseres Korrektiv für solche Gefahren erweisen, als ein gründliches Geschichtsstudium; Tatsache jedoch ist, daß kein Fach auf unseren höheren und niederen Schulen so stiefmütterlich behandelt wird, wie gerade die Weltgeschichte — meistens ist es nur die Geschichte der Vereinigten Staaten und die von Egnland. Und die Geschichte der Vereinigten Staaten wird geflissentlich in Englands Interesse zurecht gedoktert. Auf keinem Gebiete ist darum der Amerikaner so schlecht beschlagen, als auf dem Gebiete der Geschichte.

Auf der anderen Seite gibt es noch eine Partei der Konservativen, die wissen wollen, wo sie herkommen, ehe sie sich entscheiden, wo sie hingehen; die lernen möchten von der Weisheit der Alten und profitiren von den Erfahrungen ihrer Vorgänger. Sie sind nicht so in sich selbst verliebt, daß sie meinen, Boden, Wurzel, Baum und Frucht, alles in vollendeter Selbständigkeit, zu sein, und zwar aus ureigenem Können und Vermögen; sondern sie ehren pietätvoll den Boden, auf dem sie gewachsen sind, und die Wurzeln, die das Geheimnis ihrer Kraft bilden. Freilich kommt es auch vor, daß in dieser Klasse solche sich finden, die zu den Altertumskrämern zu rechnen sind — die alles Alte lieben, weil es alt ist, und je größer der Modergeruch, desto größer ihre Begeisterung.

Was ist denn nun die rechte Stellung zum Alten? Von vornherein ist es notwendig, daß wir uns darüber klar werden, daß wir die Fesseln des Alten nicht einfach abstreifen können, auch wenn wir wollten. Was kann neuer sein, als ein neugeborenes Kind? Und doch liegt das Kind in den Fesseln des Alten. Ehe es selbständig denken lernt, muß es seine Werkzeuge aus der Truhe der Vergangenheit holen. Die Sprache, die es sprechen lernt, die ganze Ideenwelt, in die es durch seine Umgebung unwiderstehlich hinein gezogen wird, das alles empfängt es als unverleugbares Erbe aus der Vergangenheit. Jedes Wort in unserer Sprache ist ein Denkmal hundertjähriger, tausendjähriger Geschichte, ein Produkt frühererGeistesarbeit. Wir schwimmen heute in einem Ozean geistigen und intellektuellen Besitzes Literatur, Tradition, Sprichwörter, Volksgeist und Volksseele —; ein Ozean, der gebildet worden ist durch die ungezählten Bächlein einzelner Persönlichkeiten, die im Laufe der Zeiten das großeVolkserbe uns hinterlassen haben. Unter diesen Persönlichkeiten gibt es einzelne überragende Geisteshelden, die all' unserem Denken und Empfinden den Charakter aufgeprägt haben. Die Vergangenheit wirkt fort in der Gegenwart und gestaltet die Zukunft. Jedes Stück, das von dem Alten abbröckelt, findet seine Verwendung in dem Aufbau des Neuen. Es gibt schließlich nichts Neues unter der Sonne, sondern nur eine weitere Entwicklung des bereits Bestehenden. Alles ist Same und alles ist Ernte. Der Bindestrich der Geschichte ist die Herzwurzel des Baumes.

Und doch, dasselbe zwingende Gesetz, das uns mit Händen und Füßen an das Alte fesselt, zwingt uns mit derselben Notwendigkeit zum Neuen. Es ist zwecklos, sich dagegen stemmen zu wollen. Der Geist des Menschen rebelliert gegen jeden Aufenthalt in der Geschichte. Das mächtige Schwungrad der Zeit saust unaufhörlich weiter fort,

und niemand kann ihm Einhalt gebieten. Unsere christliche Religion bekämpft nicht das Neue; — im Gegenteil, ihr Zweck und Ziel ist nicht, nur den Einzelnen, sondern die ganze Erde zu erneuern. „Siehe, ich mach' alles neu" spricht der Herr. Stillstand ist Rückgang. „Wer nicht besser wird, hört auf, gut zu sein." Der große Ethiker Wundt tut den Ausspruch: „Das innerste Wesen der Sittlichkeit liegt in dem unaufhörlichen, nimmer rastenden Streben nach Vollkommenheit". So mit dem Einzelnen, so mit der ganzen Menschheit.

Wie wunderbar ist doch der Gang der Geschichte. Jedes Jahrtausend, jedes Jahrhundert, ja in unserer ereignisvollen Zeit kann man sagen: jeder Tag bringt etwas Neues, ganz Neues hervor . Und doch ist alles nur eine rationelle, planmäßige Entwicklung nach festen, unwandelbaren Gesetzen. Wer den Gang der Geschichte verstehen will, muß sein Haupt hoch emporheben und weit zurückblicken, und weit, weit hinausschauen; er muß nicht nur Ideen, sondern Ideale haben, Ideale im besten Sinne des Wortes, die weiter nichts sind, als Urideen des Guten und Wahren, und daneben das tiefe Empfinden und Vorahnen zukünftiger Wirklichkeiten. Schauen wir nun von der hohen Warte der sturm- und drangvollen Gegenwart, so müssen wir allerdings bekennen: es ist eine böse Zeit! Kriegszeit ist immer eine böse Zeit!. Bismarck sagte: „Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein großes Unglück für das Land, das ihn führt." Dieser Krieg bestätigt es in markerschütternder Weise. Zerstampfte Fluren, brennende Dörfer, zerstörte Städte, flüchtende Bewohner, Massengräber mit bleichenden Gebeinen. Wer zählt sie alle, die Wunden die dieser Krieg schlägt? Doch das ist das Furchtbarste noch nicht. Das Furchtbarste ist die Frivolität, die Brutalität, die Bestialität, die dieser Krieg geoffenbart hat; die Lüge und Heuchelei, die Unaufrichtigkeit und Unlauterkeit, die Ehrlosigkeit und Schamlosigkeit, die durch diesen Krieg an den Tag gekommen ist.

Und doch, trotz alledem, wagen wir, zu behaupten: es ist eine große, eine herrliche Zeit, in der wir leben! Nicht nur die Mächte der Finsternis regen sich, es regen sich auch die Kräfte des Lichtes. Das Erdboben wirft nicht nur Rauch und Lava aus, es bringt auch verborgene Quellen zum Durchbruch. Heute handelt es sich nicht nur, wie vor hundert Jahren, um die Befreiung des Vaterlandes, nicht, wie vor vierundvierzig Jahren, um die Einigung des Volkes; heute handelt es sich um die ganze Existenz des Deutschtums, um den Sieg des deutschen Geistes, der deutschen Kultur; — handelt es sich um den Sieg der Wahrheit über die Lüge, der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit. Eine neue Weltperiode bereitet sich vor. Gott lenkt die Schlachten. Er wird auch dieses ungeheure Völkerringen nicht in Sinnlosigkeit ersticken lassen, sondern es zu einem Ende und Ausgang führen, welcher das innerlich notwendige Ergebnis der bisherigen Geschichte ist und darum eine Grundlage für ein neues Vorwärts der Menschheit. Ill. Staatsztg.

Wilsons Verlobung.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagt das Buch der Bücher. Doppelt not tut dem Präsidenten der großen Ver. Staaten eine Lebensgefährtin, damit er das geistige Gleichgewicht nicht verliert. Darum wird wohl das ganze Volk der Ver. Staaten bei der Nachricht von der bevorstehenden Wiederverheiratung Woodrow Wilson's zustimmend genickt haben. Und höchst interessant ist diese Heiratsgeschichte obendrein.

Nicht allein aus dem Grunde, daß ein alternder Mann eine in der Blüte des Lebens stehende hübsche Witwe heiratet und es die dritte Hochzeit im Weißen Haus in einem Zeitlauf von drei Jahren sein wird, sondern vornehmlich deswegen, weil mit Frau Norman Galt eine tatsächliche amerikanische Prinzessin die erste Dame des Landes werden wird. Wir haben zwar viele Prinzessinnen in dem demokratischen Amerika. Es gibt eine Gesellschaft der „Töchter der Könige," die ihre zweifelhafte Herkunft mit Stolz auf diesen oder jenen englischen König vergangener Jahrhunderte zurückführen. Aber diese amerikanische Prinzessin, die demnächst im Weißen Haus Hof halten wird, ist echt. Die berühmte Indianer-Häuptlings-Tochter Pocahontas ist ihre Ahne! Jene Pocahontas, deren Name jedem Schulkind in den Vereinigten Staaten bekannt ist und die dadurch, daß sie dem Kolonisten John Rolfe die Hand zum Bunde reichte, dem von ihrem Vater zum Tode verurteilten Capt. John Smith das Leben rettete. So kommen die eigentlichen Amerikaner schließlich doch zu ihrem Recht. Eine der Ihrigen wird, wenn auch nicht Königin des Landes ihrer Väter, so doch die Frau des ersten Beamten dieses Landes.

Wbltt.

Mexiko.

General E. Calles, der Kommandeur der Carranzaschen Truppen in Agua Prieta, teilte am Samstag mit, nach ihm zugegangenen Nachrichten sei General Villa auf dem Wege von Cassa Grandes nach Sonora ermordet worden. (Muß wohl ein Irrtum vorliegen denn Villa wirtschaftet noch weiter. Ed.)

Gemäß beglaubigter Nachrichten, die Freitagnacht von Casas Grandes nach El Paso durch den Militärlegraphen übermittelt wurden, soll auch General Rodolfo Fierro, Villas erster General, tot sein. Die Depesche nennt ihn „Villas Exekutor". Es wird kurz gesagt, daß er beim Ueberschreiten einer Furt ertrank. Sein Pferd glitt aus, und der General wurde durch den Strom fortgerissen.

Sekretär Lansing wird diese Woche eine Konferenz der panamerikanischen Diplomaten einberufen, um über die Form zu bereiten, in der die Carranzasche Regierung in Mexiko anerkannt werden soll. Inoffiziell ist gemeldet worden, daß Brasilien u. Chile mit dem Plan der Ver. Staaten, Carranza anzuerkennen, einverstanden sind; sobald die amtliche Bestätigung eingetroffen ist, wird der Tag der Konferenz festgesetzt werden.

General Alvare Obregon sagte Donnerstag zu dem Korrespondenten der Assoziirten Presse: „Zu meinem größten Erstaunen habe ich gehört und gelesen, daß Gerüchte im Umlauf sind, ich sei im Begriff, mit meinem Obersten Chef Carranza zu brechen. Ich bitte, dies energisch in Abrede zu stellen."

General Obregon, der Venustiano Carranza auf einer Inspektionsreise begleitete, mußte die Entdeckung machen, daß seit einigen Tagen in Mexiko die Gerüchte im Umlauf sind, er sei im Begriff, mit Carranza zu brechen, und daß amerikanische Zeitungen allgemein von seinem Abfall von Carranza sprechen.

Und er zeigte mir die große Stadt, das heilige Jerusalem. Offenb. 21, 10.

Warten auf den Frühling.

Wie in gut unterrichteten Petersburger militärischen Kreisen verlautet, äußerte der Zar im letzten Ministerrath in Petersburg, daß die russische Armee bis zum Frühjahr des kommenden Jahres im großen und ganzen in der Defensive bleiben müsse und erst dann unter Entfaltung aller verfügbaren Kräfte zur Offensive übergehen müsse. Es werde nicht zu vermeiden sein, daß weiteres russisches Gebiet dem Feinde überlassen werden müsse! Im Hinblick auf die Erwägung des Endziels sei dieser Umstand unerheblich. Der Herbst mit seinen Regengüssen und den versumpften Straßen und Feldern, sowie der Winter mit seinen Nebenerscheinungen werde den Geist der feindlichen Armee zermürben, denn während die russischen Truppen über bereits fertige Vertheidigungsstellen verfügten, müßten die Deutschen erst solche in der hartgefrorenen Erde herstellen. Auch die Instandhaltung der rückwärtigen Verbindungen werde besonders in den Herbstmonaten die größten Anstrengungen des Feindes erfordern. Der zweite Winterfeldzug müsse den Feind vollständig ermüden und seine Hilfsmittel erschöpfen. Durch die Ueberlassung der Offensive an den Feind bis zum Frühjahr werde dieses Ziel am vollkommensten erreicht. Rußland könne noch weite Gebietstheile den Verbündenen überlassen, ohne daß der Feind das Herz des Reiches treffen könne. Im Frühjahr sei für Rußland der beste Zeitpunkt gekommen, die neuen Offensivpläne zu verwirklichen.

Juden und Türken.

Israelitische Gemeinden in Deutschland haben durch Beiträge zwei mit Lazarett-Material ausgestattete Eisenbahnwagen für die türkische Armee nach Konstantinopel gesandt; der Führer der Sendung, Herr Rossig, wurde vom Sultan dem Thronerben, dem Kriegsminister Enver Pascha und anderen Vertretern der türkischen Regierung empfangen.

In Konstantinopel ist eine moslemitisch-israelitische Vereinigung geschaffen worden die das Einvernehmen zwischen Mohammedanern und Israeliten fördern soll. Zwischen der deutschen, der österreichisch-ungarischen und der türkischen Regierung hat ein Meinungsaustausch über die Frage statt-gefunden, wie die Lage der Israeliten im Orient verbessert werden kann.

War geständig.

Amsterdam, 23. Okt. Die britische Presse befaßt sich in ausführlicher Weise mit der Hinrichtung der britischen Krankenpflegerin Edith Cavell durch deutsche Behörden in Brüssel. Die Hinrichtung erfolgte, weil Miß Cavell britischen, französischen und belgischen Soldaten, die in Belgien gefangen gehalten wurden, zur Flucht nach England verholfen hatte. Ein längerer Bericht des amerikanischen Gesandten in Brüssel, Brand Whitlock, der sich bemüht hatte, die Vollziehung der Todesstrafe veröffentlicht. Die von dem Gesandten zu Gunsten der Verurteilten unternommenen Schritte werden ausführlich geschildert. Aus dem Berichte geht hervor, daß Miß Cavell ein schriftliches Geständnis abgelegt hatte. Sie erklärt darin, sie habe den Gefangenen zur Flucht verholfen, weil sie fürchtete, dieselben würden von den Deutschen erschossen werden.

Die Vollstreckung der Urteile gegen die Gräfin von Belleville, Frl. Thulies und sieben andere Personen, die ebenfalls von deutschen Kriegsgerichten in Belgien zum Tode verurteilt worden sind, weil sie belgischen und französischen Gefangenen zur Flucht verholfen haben, ist, einem Berichte aus Berlin zufolge, verschoben worden, bis der Kaiser die Fälle geprüft haben wird. Außer dem Papst Benedikt hat sich Präsident Wilson zu Gunsten der Verurteilten verwandt.

Erzählung.

Das siebente Gebot.

Fortsetzung.

Schon am nächsten Tage teilte ich dem Meister offen und ehrlich meine Herzenswünsche mit. — Der gütige Mann wurde nicht zornig über die Vermessenheit des armen Gesellen, aber er sagte traurig: „Weiß Gott Arnold, du wärest mir ein willkommener Schwiegersohn, denn ich weiß geschickte Hand und gute Sitte zu schätzen. — Aber es kann nicht sein. So weh es mir selber tut, ich muß dich abweisen. — Ja, wenn Marie mein einzig Kind wäre, dann könntest du leicht in mein Geschäft eintreten. — Doch so habe ich noch für 4 Söhne zu sorgen, von denen die beiden ältesten bereits Teilnehmer sind. Vier Familien aber ernährt das Geschäft nicht. — Du kannst es mir daher nicht verübeln, wenn ich meine einzige Tochter keinem mittellosen Gesellen geben will, denn um selbständig Meister zu werden hast du ja leider keinerlei Aussicht. — Doch gräme dich nicht, mein Junge. Wer weiß, wo dir der liebe Gott dein Glück schon bereitet hat. — Geh' jetzt noch ein paar Jahre in die Fremde und arbeite tüchtig. Du bist ja noch jung und wirst diesen Schmerz bald überwinden. — Glaube mir, du bist nicht der erste, dem solches widerfährt.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, und mir war's g'rade, als ob da etwas Nasses geblinkt hätte.

Mir war auch das Weinen näher als das Lachen, und so ging ich denn still und betrübt zur Ruhe, um am andern Tage aufs neue meinen Wanderstab hervorzusuchen. —

Aber den Seinen gibt es der Herr im Schlafe! —

Am nächsten Morgen, ich war kaum aus den Federn, da kommt mit einemmal ein großes Schreiben, in dem steht, daß mir meines Vaters Schwester, die ich garnicht kannte, tausend Taler, sage „tausend Reichstaler" vermacht hatte. — Nun war die Alte gestorben, und ich sollte persönlich kommen, mir mein Erbe zu holen.

Als ich endlich alles gelesen und begriffen hatte, fiel ich vor Glück und Freude auf die Kniee und dankte Gott von Herzensgrund. — Es mochte vielleicht unrecht sein, daß ich über das Geld so vergnügt war und wenig Trauer um die Tote empfand. Doch die Tante hatte sich ja niemals um mich gekümmert, und ich wußte nicht einmal, daß sie lebte! —

Meister Hartung und die Seinen waren nicht weniger erfreut als ich über dies unverhoffte Glück. — Nun war das Hindernis gefallen, und noch am selben Abend wurde frohe Verlobung gefeiert. —

Wenige Tage darauf wanderte ich nach B., um mein Geld zu erheben, und heute bin ich schon wieder auf dem Rückwege. — Denk nur, hier in der Tasche stecken bare tausend Taler in Gold und Scheinen." — Damit schlug Arnold Mende lustig auf die Brusttasche und sah den Gefährten fröhlich an. —

Teilnehmend hatte Ernst Kolbe, der Schlosser, die offenherzige Erzählung des harmlosen Burschen angehört. Jetzt sagte er mit einem leisen Seufzer:

„Du bist ja wirklich ein Glückskind, Kamerad. — Ich wünschte wohl, mir ginge es ebenso! Hat doch meine Lebensgeschichte mit der deinen sonst große Aehnlichkeit. — Auch ich war ein Waisenjunge. — Auch ich liebmeine Meisterstochter. — Nur die Erbschaft fehlt, und da ich auf der Gotteswelt ganz allein stehe und keine Menschenseele mein eigen nenne, habe ich leider keine Hoffnung auf dergleichen. — Jungfer Anna wird wohl für mich verloren sein."—

„Armer Junge, wie leid du mir tust!" rief Arnold herzlich und schüttelte des Genossen Hand. — „Aber laß nur gut sein und verliere den Mut nicht, sondern traue auf Gott. — Du hast ja eben gehört, wie wunderbar mir der Herr geholfen hat. Wer weiß auf welcheWeise er dir schon deinGlück zubereitet hat!" — Ernst Kolb nickte zustimmend, obgleich sein Gesicht recht wenig hoffnungsvoll aussah.

Arnold betrachtete ihn mitleidig, und da er ihn in seinen traurigen Gedanken nicht stören mochte, gingen die beiden Gefährten eine Zeit lang sinnend und schweigend neben einander her. —

Mittlerweile aber war das kleine weiße Wölkchen am Horizont immer größer und größer geworden, und plötzlich gewahrten die Wanderburschen zu ihrem größten Schrecken, daß ein Gewitter in ihren nächsten Nähe heraufzog. —

„Jetzt aber heißt's laufen," rief Mende bestürzt. — „Wenn wir nicht in zehn Minuten unter Dach sind, werden wir pudelnaß.—Hoffentlich kommen wir bald an ein Dorf, denn die Nacht ist nicht mehr fern, und es wäre sehr unangenehm, im Gewittersturm draußen nächtigen zu müssen."

Kolbe nickte zustimmend.

„Hast recht, nur immer vorwärts. Ich habe mein bestes Zeug am Leibe und möchte es nicht im Regen verdorben wissen, weil meine Kasse augenblicklich keine Ergänzung gestattet."—

Im Sturmschritt eilten beide weiter, um womöglich noch vor Ausbruch des Unwetters ein inzwischen sichtbar gewordenes Dorf zu erreichen. — Aber ihr atemloses Hasten war umsonst. Schon begann es in großen Tropfen zu regnen und noch lagen die schützenden Dächer in weiter Entfernung vor ihnen. —

„Komm, wir wollen rechts in den Wald abbiegen," rief Mende keuchend. „Wenig Schutz ist immer noch besser, wie gar keiner."—

So schnell sie konnten, strebten beide dem grünen Dickicht zu, obgleich Kolbe bedenklich meinte, beim Gewitter sei es unter Bäumen nicht gerade geheuer. Aber Arnold hörte nicht darauf: „Komm, komm, wir werden ja nicht gleich erschlagen werden, — und sieh nur, liegt da nicht am Waldesrand eine kleine Hütte? Wirklich! — Nun, ich wußte schon, der liebe Gott verläßt uns nicht!" —

Noch gerade zur rechten Zeit erreichten die Freunde die elende Lehmhütte. Kaum standen sie in der Tür, da brach ein Wetter los, daß ihnen fast angst und bange wurde. Blitz und Donner waren eins, und der Regen prasselte in Strömen hernieder.

Atemlos und erschöpft traten die Wanderburschen in das niedrige Zimmer, wo sie von den Bewohnern freundlich empfangen wurden. — Freilich erschraken beide etwas, als sie, nachdem sie sich erholt hatten, ihre Wirtsleute und deren Heim näher betrachteten.

Arnold und Ernst waren beide aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, trotzdem aber hatte keiner von ihnen jemals solche Dürftigkeit gesehen. — Das ungetünchte lehmgedielte Wohnzimmer enthielt kaum die allernotwendigsten Möbel. Mann, Frau und Kinder waren in die gröbste Sackleinwand gekleidet und sahen über alle Maßen elend und heruntergekommen aus.

Den Kameraden wurde etwas beklommen zumute. — Sie wären am liebsten gleich weitergewandert und wünschten sehnlichst, daß das Wetter bald nachlassen möchte. — Leider jedoch schien dieser Wunsch nicht auf die geringste Aussicht auf Erfüllung zu haben, denn unaufhörlich grollte der Donner, und unaufhörlich rauschte der Platzregen zur Erde. —

Seufzend meinte Mende zu Kolbe: „Ich sehe schon, wir werden hier übernachten müssen."

Kopfnickend bestätigte der Wirt diese Ansicht. „Das Wetter hört heut nimmer auf. Es hilft Euch nichts, Ihr müßt vorlieb nehmen. Vor morgen früh ist nicht daran zu denken, daß Ihr weiter könnt. — Das nächste Dorf liegt noch über eine halbe Stunde

von hier, und den Weg dahin muß man genau kennen, wenn man sich nicht verirren soll. Darum geduldet Euch. — Ich will Euch gern auf dem Boden ein Strohlager machen, denn Betten gibt's bei mir leider nicht."

Fortsetzung folgt.

Aus Rußland.

Der „North American" berichtet folgendes aus Rußland: „Die „Nowoje Wremja" legt großes Gewicht auf die Ankündigung, welche dazu bestimmt zu sein scheint, für inspiriert gehalten zu werden, und die sich auf den Standpunkt bezieht, welchen die russische Regierung den deutschen Untertanen Rußlands gegenüber einnimmt. Diese Ankündigung ist als eine Antwort auf die vor mehreren Wochen von einer Gruppe deutscher Professore ausgegebenen Kundgebung aufzufassen, welche besagte, daß unter andern Bedingungen zum Friedensschluß Rußland die von deutschen Truppen besetzten Gebiete an Deutschland abtreten müsse.

Die „Nowoje Wremja" sagt, die russische Regierung hat auf diese Drohung bereits geantwortet durch Annahme des Grundsatzes, daß Verluste russischer Untertanen in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten auf Kosten des Eigentums deutscher Untertanen in andern Gegenden Rußlands ausgeglichen werden sollen. Millionen Acres russischen Landes, welches in frühern Jahren von Deutschen besiedelt wurde und hunderte industrieller und kommerzieller Unternehmungen deutscher Untertanen Rußlands sind eingezogen und unter Kontrolle russischer Beamten gestellt. Der Gesamtwert dieses Eigentums geht bis in die hundert Millionen.

Bisher ist noch nicht angedeutet worden, was mit dem enteigneten Eigentum in Zukunft geschehen soll. In Anbetracht der durch die deutschen militärischen Operationen erfolgten russischen Verluste, dürfte die erwähnte Maßregel sofort in Kraft treten."

Weil von der geplanten Besitzenteignung solche Deutsche betroffen werden, die nur der Sprache und Abstammung nach Deutsche sind, aber in politischer Hinsicht zu den treuesten Untertanen Rußlands gehören, so ist folgender Vergleich, welcher hierzu von Jemand gemacht wurde, nicht ganz unpassend: (In China sollen bekanntlich die Kinder so lange unter des Vaters Authorität stehen, als er lebt, und er ist vollkommen im Recht, sich in die kleinsten Angelegenheiten seiner Söhne zu mischen, selbst wenn diese nach den bei uns geltenden Regeln längst ihre Großjährigkeit erreicht und überschritten und eine eigene Familie haben.) Es prügelte einmal ein alter Chinese sein Großkind ganz unbarmherzig. Sein Sohn, der Vater des gemaßregelten Kindes, durfte ihm deswegen nichts sagen, um nicht gegen die Landessitte zu verstoßen, meinte aber, dem Vater diese Tat nicht so hingehen lassen zu können. Er nahm daher eine Rute und fing an, sich selbst zu züchtigen. Sein Vater fragte verwundert, was er damit meine, worauf er ihm sagte: „Wenn du meinen Sohn schlägst, schlage ich deinen!"

Es scheint, als ob Rußland, weil es nicht die Macht hat, sich an Deutschland zu rächen, sich an den eigenen Landeskindern schadlos halten will. Dies ist jedoch nur scheinbar. Was jetzt Tatsache zu werden scheint, war längst der goldene Traum jener Partei in Rußland, welche Deutschenhaß auf ihre Fahne gesetzt hatte, lange ehe man an diesen Krieg mit Deutschland dachte. Wie England und Frankreich Deutschlands Vernichtung suchen, weil sie dessen Konkurrenz auf dem Weltmarkt nicht dulden wollen, so konnte diese Partei es nie ertragen, ansehen zu müssen, wie die deutschen Landwirte in Rußland, auf demselben Boden mit dem russischen Bauer, mit Erfolg wirtschafteten, während der letztere kaum sein Leben zu fristen vermochte. Die Ueberlegenheit des Deutschen über den Russen war ihnen ein Dorn im Auge, aber anstatt den russischen Bauer zu veranlassen, sich die Wirtschaftsmethoden der Deutschen anzueignen, oder andere, aber bessere Me-

thoden als die bisherigen anzuwenden, suchten sie ihn gegen die Deutschen aufzuwiegeln, indem sie diese bald als die Lieblinge der russischen Regierung, bald als mit deutschem Gelde arbeitenden Spione der deutschen Regierung hinstellten, von denen sie, die russischen Bauern und rechtmäßigen Landeskinder um ihre Rechte beraubt und um das beste Land bestohlen würden. Man sagte ihnen immer wieder, daß das Land, welches die Deutschen in Besitz haben, rechtmäßiges Eigentum der russischen Bauern sei, und der Kaiser werde den Deutschen alles Land abnehmen und ihnen zuwenden. Solches glaubt der russische Bauer gern, weil es ihm paßt. Wie der Kaiser zu gleicherzeit die Deutschen verhätscheln und auch sie aus ihrem Besitz verjagen sollte, darüber machten sie sich natürlich keine Sorgen, u. ihre Hetzer fanden es unnötig, sie auf die Ungereimtheit dieser Ansicht aufmerksam zu machen.